6

DISKUS

1962 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

12. JAHRGANG · JULI

D 2442 E

Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

QUO VADIS STATUS QUO

1. WAS FÄLLT IHNEN ZU BONN EIN?

Regierung (Chemiker, 6. Sem.) — Schreckliches Kuhkaff (Soziologe, 7. Sem.) — Französisches Kindermädchen (Philosoph, 3. Sem.) — Eine sehr unsichere Lage, die mich unbefriedigt läßt (Pädagogin, 3. Sem.) — Der sogenannte Stippepfötcherstanz beim Karneval vorm Bonner Rathaus (Germanist, 8. Sem.) — Unterwürfigkeit, verschwommene Endphase (Psychologin, 6. Sem.) — Die Notstandsgesetzgebung (Psychologe, 7. Sem.) — Die Leute, die uns bisher geführt haben, gut geführt haben, gegen die anderen, gegen die SPD (Chemiker, 12. Sem.) — Nichts (Juristin, 3. Sem.) — Die Abendnachrichten (Jurist, 5. Sem.)

Bonn ist längst kein Provisorium mehr. Ein altes, provinzielles Städtchen mit häßlichen Verwaltungsbauten, der Mischung aus Technokratie und Duodezfürstentum entsprechend, die Westdeutschland kennzeichnet. Mit Bonn hat sich etabliert, wofür es steht: Bindung an den Westen, praktischer Verzicht auf die Wiedervereinigung, Aufrüstung, Wirtschaftswunder. Aber gerade in dem Augenblick, wo Bonn zur „Tatsache" wird, verschwimmen seine Umrisse mehr denn je, und zwar nicht nur im Bewußtsein der Menschen.

Unsere Situation läßt sich so beschreiben: ein Stillstand, der mit dem hektischen Betrieb durchaus zusammenpaßt; ein Vakuum, dem die Überfülle des Angebots nicht widerspricht. Es gibt heute bei uns keine Alternativen mehr, deshalb auch keine Opposition. Auf den Parteitagen der jüngsten Zeit waren die Rebellen zum erstenmal völlig zur Räson gebracht oder ausgeschaltet, niemand störte die Parteilinien, die sich nahezu gleichen. Der Staatskarren läuft nach dem Trägheitsgesetz in einer vorgezeichneten, ausgefahrenen Bahn und die SPD unterscheidet sich von den Koalitionspartnern nur dadurch, daß es ihr noch nicht gelungen ist, aufzusitzen. Parteiapparate und Verbände haben sich gegenüber ihren Mitgliedern ebenso verselbständigt wie die Staatsbürokratie gegenüber dem Einzelnen. Entscheidungen werden mehr und mehr unter Ausschluß der Öffentlichkeit getroffen. Das Parlament ist degradiert, nicht einmal zur „Quasselbude", sondern zur ornamentalen Abstimmungsmaschinerie. Unter dem Vorwand der „Sachlichkeit" und der „grundsätzlichen Gemeinsamkeit" fügt man sich in das System ein, um sich dafür mit Macht belehnen zu lassen, oder sich wenigstens die Anwartschaft darauf einzureden. Die Große Koalition wäre nur der formale Vollzug eines bereits bestehenden Zustandes.

Über nichts wird mehr gestritten. Die Politik, die in Bonn gemacht wird, ist eine „Realität" unter anderen. Deshalb braucht sie schließlich gar nicht mehr gemacht zu werden, nur immer wieder tautologisch bestätigt. Weil diese Politik einfach „da ist", unumstritten, feststehend, integriert, kann sie nicht mehr begriffen, unterschieden und kritisiert werden. Daher die Resignation und Müdigkeit bei all denen, die sich um Politik überhaupt noch bekümmern. Daher das Unglück der übriggebliebenen Oppositionellen, die sich unablässig selbst wiederholen müssen (Kuby, Zwerenz) oder sich in pure Aktion flüchten (Proteste, Märsche, Resolutionen). Daher die allgemeine Unsicherheit und Desorientiertheit in der Bundesrepublik. Der Status quo ist absolut und zugleich brüchig geworden.

2. WIE ERSCHEINT IHNEN DER KANZLER?

Alt, senil und völlig untauglich zur Staatsführung (Jurist, 8. Sem.) — Er schießt viele Böcke, die er nachher wieder ausbügelt (Volkswirt, 1. Sem.) — Ein Mann, der zwar alt ist, aber verdammt viel Erfahrung hat, allerhand mitgemacht hat, man versucht ohne Erfolg, an ihm zu wackeln (Chemiker, 12. Sem.) — Der Kanzler erscheint mir kaum noch (Psychologe, 7. Sem.) — Man sieht ihn ab und zu in der Wochenschau Boccia spielen (Psychologin, 6. Sem.) — Krampfhaft wie ein „pin-up girl" mit sinkenden Chancen (Philosoph, 3. Sem.) — Störrisch, langsam den Kontakt verlierend (Soziologe, 7. Sem.) — Habe früher eine bessere Meinung von ihm gehabt (Pädagogin, 3. Sem.) — Adenauer erinnert mich an eine Cheopspyramide (Germanist, 8. Sem.)

Fortsetzung Seite 3

Neues Strafrecht
mit altem Zopf S. 2

Milch, Käse und Utopia
Reise nach Dänemark S. 5

Kadettenanstalten
Ein Ausländer über die Korporationen S. 7

Chimäre der Impotenz
Schröder-Sonnensterns Lumpen S. 10

Neues Strafrecht mit altem Zopf

Anmerkungen zum Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches
Von Horst Harnischfeger

Das heute geltende Strafrecht geht in seinem Kern auf das preußische Strafgesetzbuch aus dem Jahre 1851 zurück. Es wurde als Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich im Jahre 1871 erlassen. Seit jener Zeit ist es auch der Kritik unterworfen, weil es weniger eine neue Entwicklung einleitete als vielmehr eine vorangegangene abschloß. Schon 1902 begann man mit den Vorarbeiten für ein neues Strafgesetzbuch. 1909 erschien der „Vorentwurf zu einem Deutschen Strafgesetzbuch". Es folgten weitere Entwürfe in den Jahren 1911, 1913 und 1919. In dem Entwurf, der im Jahre 1922 vom damaligen Reichsjustizminister Radbruch vorgelegt wurde, waren die Ziele der Reformbewegung zum ersten Male zum Teil verwirklicht: Der Strafe im Sinne einer Vergeltung für begangenes Unrecht wurden Maßnahmen zur Seite gestellt, welche die Gemeinschaft vor dem Täter schützen oder diesen bessern sollten. Der erste amtliche Entwurf wurde 1925 von der Reichsregierung dem Reichsrat und von diesem dem Reichstag zugeleitet. Der Strafrechtsausschuß des Reichstages erarbeitete bis 1930 einen Entwurf, dessen zweite Lesung jedoch wegen der damaligen politischen Verhältnisse unterblieb.

●

Seit 1871 ist das Strafgesetzbuch durch rund 60 Novellen entweder geändert oder ergänzt worden. Dadurch entstanden Ungereimtheiten und das Gesetz verlor die ursprüngliche Einheitlichkeit. Diesen Zustand nahm im Jahre 1953 der damalige Justizminister Dehler zum Anlaß, eine große Strafrechtsreform vorzubereiten. 1954 wurde die Große Strafrechtskommission, bestehend aus Strafrechtslehrern, hohen Richtern und Staatsanwälten, Mitgliedern der Länderjustizministerien, Vertretern der Rechtsanwaltschaft und Bundestagsabgeordneten, ins Leben gerufen; den Vorsitz führte der

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494

Bundesjustizminister. (Bezeichnend ist, daß nur Juristen, keine Soziologen, Psychologen, Mediziner und andere Sachverständige der tangierten Wissenschaftsbereiche zugezogen wurden.) Nach einer zweiten Lesung in der Kommission erschien endlich 1959 der Entwurf für ein Strafgesetzbuch, der 1960 vom Bundesjustizministerium herausgegeben wurde. (Inzwischen liegt ein weiterer Entwurf aus dem Jahre 1962 vor, der den ersten in einigen Einzelheiten modifiziert.)

Dieser Entwurf steht heute zur Debatte. Im folgenden soll er in seinen Grundzügen dargestellt und kritisch beleuchtet werden.

●

Der Entwurf bringt keine grundsätzliche Reform des Strafrechts, sondern stellt den Versuch dar, die erwähnten Widersprüche zu bereinigen, dogmatische Streitigkeiten zu lösen und einige Neuerungen anzubringen. Aber es sind gerade die Grundlagen, insbesondere Zweck und Grund der Strafe, die heute mehr denn je einer Reform bedürften. Der Entwurf beantwortet die Frage nach dem Zweck der Strafe, wie dies das Strafrecht in Deutschland spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts tut: Die Strafe ist die Vergeltung für eine rechtswidrige, schuldig begangene Tat. Bei dieser Auffassung von der Strafe spricht man von einem Schuldstrafrecht. Der Schuldspruch bedeutet dabei ein sittliches Unwerturteil über die Tat, und die Strafe ist die Zufügung irgendeines Übels als Vergeltung.

Die Übel, die das geltende Recht und auch der Entwurf vorsieht, sind im wesentlichen zwei: Freiheitsentzug (Zuchthaus, Gefängnis oder Strafhaft) und Geldstrafe. Man hat sich damit von dem ursprünglichen Vergeltungsprinzip als Rache im Sinne des biblischen „Auge um Auge, Zahn um Zahn" entfernt, ohne es aber im Grundsatz aufzugeben. Während in primitiven Gesellschaften die Rache Sache des jeweils Verletzten oder seiner Sippe war, ist in den organisierten Gesellschaften die Vergeltung grundsätzlich ausschließlich Sache des Staates.

Ein weiteres Prinzip des modernen Strafrechts und auch des Entwurfs ist, daß im Gegensatz zu primitiven Rechten die Strafe nicht an den äußeren Erfolg geknüpft wird, sondern an die innere Beziehung des Täters zur Tat. Im Entwurf hat dieses Schuldprinzip sich in dem Grundsatz niedergeschlagen, daß eine Strafe nur dann ausgesprochen werden kann, wenn festgestellt wird, daß dem Täter ein sittlicher Vorwurf daraus gemacht werden kann, daß er sich nicht dem Recht entsprechend verhalten hat, obwohl er es hätte tun können. Je nach der Schwere des sittlichen Vorwurfs richtet sich das Maß der Strafe.

●

Die Prinzipien der Vergeltung wie auch der Schuld halten einer kritischen Beleuchtung jedoch nicht stand. Selbst wenn man glauben wollte, daß die sittliche Schuld eines Menschen von Menschen beurteilt werden kann, so ist damit noch lange nicht begründet, daß der Staat das Recht habe, eine so erkannte Schuld mit der Vergeltung zu ahnden. Er setzt sich damit, aus christlicher Sicht gesehen, an die Stelle von Gott, der sich das Vergelten selbst vorbehalten hat (vgl. Römer 12, 19: „Rächet euch selber nicht . . ., sondern gebet Raum dem Zorn Gottes; denn es steht geschrieben: ‚Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr' "). Aber auch bei einer säkularisierten Sittlichkeit kann die Sühne nicht Aufgabe des Staates sein. Sie ist Sache des Einzelnen und Sache seines Gewissens. Kein Mensch kann Sittenrichter über seinen Mitmenschen sein, da er selbst niemals vollkommen ist; das gilt genauso für den Staat.

Dem Vergeltungsstrafrecht liegen theokratische Vorstellungen zugrunde, die um so mehr als Relikt aus grauer Vorzeit anmuten, wenn man sich die Entwicklung des modernen Staates zu einem reinen Verwaltungs- und Wohlfahrtsstaat vor Augen führt. Im 19. Jahrhundert konnte vielleicht noch von einer einheitlichen Auffassung über den Menschen und die Sittlichkeit gesprochen werden. Wenn dagegen heute die metaphysischen Voraussetzungen des Schuldstrafrechts (freier Wille des Einzelnen, allgemein anerkanntes Sittengesetz, sowie die Aufgabe des Staates, Vollstrecker der Sühne zu sein) nicht mehr anerkannt sind, dann kann sich am allerwenigsten der demokratische Staat autoritativ für diese entscheiden, sondern muß sich auf die Ebene der nachprüfbaren Rationalität eines Schutzstrafrechts herunterbegeben.

●

Zweck der Strafe — im weiten Sinne einer Maßnahme gegen den Rechtsbrecher — sollte es sein, den Einzelnen und den Staat in seinen Rechtsgütern zu schützen. Aus einer reichen Skala von Maßnahmen sollte der Richter jeweils diejenige auswählen können, welche die beste Gewähr dafür bietet, daß der Rechtsbrecher in Zukunft das Recht beachtet.

Dieser Gedanke eines Schutzstrafrechts ist auch dem gegenwärtigen System und dem Entwurf nicht fremd. Es finden sich nämlich neben Maßnahmen der Vergeltung auch „Maßregeln der Besserung und Sicherung". Dieses wird gemeinhin die „Zweispurigkeit des Strafensystems" genannt. Die zweite Spur sieht einmal Maßnahmen gegen Rechtsbrecher vor, die wegen Geisteskrankheit oder anderer Gründe nicht schuldig sind. Um die Gemeinschaft vor ihnen zu schützen, können sie in Anstalten eingewiesen werden. Ebenso können die nach dem geltenden Recht sogenannten gefährlichen Gewohnheitsverbrecher (im Entwurf: Hangtäter) in Sicherungsverwahrung genommen werden. Der Entwurf sieht als Neuerung darüber hinaus eine vorbeugende Verwahrung für potentielle Hangtäter vor. Im übrigen wurden die Maßnahmen des alten Strafgesetzbuches beibehalten. Sie alle haben den Sinn, den Täter entweder zu bessern (Arbeitshaus, Entziehungsanstalt etc.) oder ihm die Möglichkeit zu nehmen, die Gesetze zu verletzen (Sicherungsverwahrung, Berufsverbot, Führerscheinentzug etc.).

●

Ein weiteres Gebiet des heutigen Strafrechts, in dem der Vergeltungsgedanke keine Bedeutung mehr hat, ist das Jugendstrafrecht. Dort ist das vorherrschende Prinzip der Schutz der Rechtsgüter. Das Jugendstrafrecht sieht nämlich primär Maßnahmen zur Erziehung oder Abschreckung des Täters vor. Der Entwurf läßt das bisher in einem Spezialgesetz geregelte Jugendstrafrecht unangetastet.

Ebenfalls eine Abkehr vom Vergeltungsstrafrecht enthält das Ordnungsstrafrecht. Es ahndet Verstöße gegen Vorschriften von minderer Bedeutung (Verkehrsregeln, Verwaltungsanordnungen etc.) und wurde auch in einem Spezialgesetz geregelt. Die angedrohten Strafen (im wesentlichen Geldbußen) dienen lediglich einer nachdrücklichen Ermahnung des Täters. Der Entwurf führte diese Entwicklung dadurch weiter, daß er die Übertretungen, nämlich die leichtesten Delikte des bisherigen Strafgesetzbuches, ausgliederte.

●

So zeigt sich an diesen Gesetzesmaterien, daß der Zweck der Strafe nicht mehr allein in der Vergeltung gesehen werden kann. Die Gebiete sind verhältnismäßig neuen Datums: Das Jugendstrafrecht wurde 1923 und die Maßregeln zur Sicherung und Besserung 1936 erstmalig eingeführt. Für das Ordnungsstrafrecht läßt sich keine genaue Zeitangabe machen. Es erschien schon im 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit Verwaltungsanordnungen. Sie sind nach 1945 grundsätzlich beibehalten worden, weil sie der modifizierten Auffassung von der Strafe entsprachen. Es bedeutete also keinen erheblichen Bruch für die Rechtsentwicklung, wenn das gesamte Strafrecht unter dem Gesichtspunkt des Schutzes der Gemeinschaft neu gestaltet würde. Daß in einem Schutzstrafrecht je nach Lage des Falles Maßnahmen der Besserung (Erziehung, Heilung), der Sicherung oder der Abschreckung vorzusehen wären, ergibt sich daraus, daß der Staat in die Freiheit der Rechtsbrecher wie in die jedes Einzelnen nur so weit eingreifen sollte, als es zu dem genannten Schutzzweck erforderlich ist. Eine Abkehr vom Vergeltungsstrafrecht müßte schließlich — und das ist eine Forderung, die nicht oft genug wiederholt werden kann — zu einer Verbesserung des Strafvollzuges führen; denn solange man mit der Strafe den Zweck verfolgt, zu vergelten, hat der Rechtsbrecher — so scheint es zumindest heute — auch keinen Anspruch auf menschenwürdige Behandlung.

●

Der Idee des Vergeltungsstrafrechts gemäß wird die Strafe auf Grund eines sittlichen Vorwurfs, der Schuld, ausgesprochen. In der Begründung zum neuen Entwurf heißt es lapidar: „Der Begriff der Schuld ist im Volke lebendig." Nicht alles, was im Volke lebendig ist, kann wahr sein. Im Mittelalter war auch der Glaube lebendig, daß Krankheiten selbst verschuldet seien. Immerhin ist es heute zweifelhaft, ob es den freien Willen gibt, den jeder Schuldspruch voraussetzt, ob die Schuld festgestellt und gewogen werden kann oder ob der Staat ein sittliches Unwerturteil über den Täter aussprechen sollte. Viele Delikte sind heute gesellschaftsfähig; bei den Steuerdelikten erhebt das Volk nicht den Zeigefinger des Sittenapostels, sondern bedauert den Verurteilten. Oder man denke an die politischen Vergehen. Eine weithin fragwürdig gewordene Argumentation sollte für den Gesetzgeber überhaupt keine Grundlage sein. Als Anknüpfungspunkt für die staatlich zu ergreifenden Maßnahmen gegen den Rechtsbrecher sollte vielmehr allein die Nichtbeachtung der Strafgesetze dienen und nicht die sittliche Schuld.

●

Die Rechtsentwicklung hinkt zwar der Entwicklung der allgemeinen Anschauungen immer hinterher. Immerhin ist das Recht auf den drei genannten Gebieten schon davon abgekommen, gegen den Rechtsbrecher einen sittlichen Vorwurf erheben zu wollen. Der Entwurf hat sogar diese Entwicklung noch weiter geführt. Es wäre also kein Bruch in der Rechtsentwicklung, die Schuld als Grund der Strafe vollkommen aufzugeben.

Kurz, der Entwurf hat die Zeichen der Zeit nicht berücksichtigt, sondern sich an liebgewonnenen Vorstellungen des deutschen Idealismus und des 19. Jahrhundert orientiert. Die große Strafrechtskommission hat es versäumt, eine Strafrechtsreform vorzuschlagen, indem sie nur einen neuen Anstrich für das alte Strafrecht empfiehlt.

Leserbriefe

Studentenlektüre

Sehr geehrte Herren,
Wir lesen Ihre Zeitschrift stets mit großem Interesse, deswegen ist uns auch der Aufsatz von Reiner Diederich „Was lesen die Studenten" in Ihrer letzten Nummer nicht entgangen. Diederich berichtet darin auch über die Bibliothek Suhrkamp (sprich Bibliothek des Einzelgängers) und moniert unseren Slogan mit dem Argument, daß die Auflagen der Bände der Bibliothek Suhrkamp „in die Tausende gingen". Ich schicke Ihnen anbei das letzte Gesamtverzeichnis der Bibliothek Suhrkamp. Sie finden darin die genaue Auflagenhöhe angegeben. Ich zweifle nicht, daß Herr Diederich so aufgeschlossen sein wird, seine schlechte Meinung über den Zusammenhang zwischen dem vielleicht nicht sehr glücklichen Begriff des Einzelgängers und der Bibliothek Suhrkamp durch ein genaueres Studium der Auflagenziffern zu korrigieren. Auch zu Herrn Diederichs Vermutung, daß die Autoren, die auf unseren Verlagsabenden lesen, Stadtgespräch seien und der Konsum ihrer Bücher dadurch entsprechend steige, läßt sich einiges sagen.

Mit freundlichen Grüßen
SUHRKAMP VERLAG
(Claus Behncke)

Unbekannte Mäzene

Ihr Helmo Claasen behauptet in der Ausgabe Nr. 5/62 des DISKUS in seinem Artikel „Kein Geld für Monatsschriften" schlicht, die Frankfurter Hefte würden von deutschen Mäzenen subventioniert.
Wir sind verwundert darüber, daß Sie eine solche Behauptung durchgehen lassen, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich mit uns in Verbindung zu setzen. (Wir sind ja nicht allzu weit von Ihnen entfernt.)
Wir möchten Herrn Claasen und Sie bitten, uns die Namen der freundlichen Mäzene zu nennen. Sind sie schon im Rufe, für die Frankfurter Hefte zu spenden, so sollten sie doch eigentlich aufgefordert werden, das auch wirklich zu tun.

Mit freundlichen Grüßen
Frankfurter Hefte
Hubert Habicht

●

Satirikers Selbsttor

Sehr geehrter Herr Berger,
markig greifen Sie die Intellektuellen um Kennedy an. Ihre Argumente entbehren jedoch eines gewissen notwendigen Zusammenhanges. Sie loben den Kanzler und nennen die vorgesehenen Stahlpreiserhöhungen in den USA „lächerlich", wo zur gleichen Zeit sein Minister Erhard vielleicht ebenfalls lächerliche Luxuswarenpreiserhöhungen bekämpft. Sozialistische Ideen sind so verdächtig, daß schon abgestempelt wird, wer „zumindest anfällig" für sie ist.
Zweideutig (oder doch nicht?) wird Ihr Stil, wenn man „deutsches Drängen" zu „Atombombenversuchen" lesen kann; ein offensichtlicher Irrtum ist Ihre Behauptung, daß „der Kanzler nicht zögerte, seine Verbundenheit mit den Berlinern vor aller Welt zu demonstrieren".
Ich brauche Sie nur auf Berliner Tageszeitungen hinzuweisen, wie Dr. Adenauers Zögern von den Berlinern bemerkt und aufgenommen wurde.
Doch will ich die Amerikaner nun keineswegs loben, wenn Sie aber US-Außenminister Rusk mit General Walker kontern wollen, so erreichen Sie wie McCarthy, genau das Gegenteil Ihrer Absichten.
Stellen Sie wenigstens nicht die CDU als vaterländischen Retter vor der Amerikanisierung hin — wer war es damals, der den westlichen Teil Deutschlands an die USA band? — Und Adenauer ist bestimmt auch kein spezifischer Vertreter gesamtdeutsch-vaterländischer Gedanken.
Uwe Jahn, Langen/Hessen

Hochschule in der Demokratie

Der in der Mai-Ausgabe des DISKUS erschienene Beitrag „Hinter der Fassade der Soziologie" läßt die Vermutung zu, hier sei eine Besprechung der Hochschuldenkschrift des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes „Hochschule in der Demokratie" beabsichtigt gewesen. Denn die Zitate, um die Herr Zenz seine Gedanken in der merkwürdigen Form eines erkenntnistheoretischen Feuilletons rankt, entstammen tatsächlich dieser Schrift. Angeblich bleibt das Bedürfnis des Lesers nach einem „präzis formulierten System von Empfehlungen und Warnungen" nach der Lektüre dieses 180-Seiten-Buches unbefriedigt. Verspricht doch schon der Index anderes! Die Ablehnung eines außerwissenschaftlichen Erziehungsauftrages der Universität, der den Studenten von der kritisch-rationalen Beziehung zur Wirklichkeit anpasserisch dispensieren würde, — ist das keine Warnung? Die Forderung nach einem System der sozialen Studiensicherung, wie sie im Modell des „Studienhonorars" erhoben wird, ist mehr als eine „Empfehlung": sie paraphrasiert den Anspruch des „sozialen Rechtsstaates" . . .
Mit freundlichen Grüßen
Claus Offe; Berlin-Wilmersdorf
Hochschulreferent des SDS

Ionesco und Brecht

Ionesco, Brecht — Fragen an Dr. Reinold Grimm: Wem ist es gelungen, „das gesellschaftliche Sein" auf den rational erfaßbaren Bereich einzuengen? Besteht Widersprüchlichkeit wirklich nur „jenseits des rational Zugänglichen?" Wodurch wird diese der Ratio zugänglich? Doch durch die dialektische Logik, wie man sie auch bei Ionesco finden kann. Die Literaturwissenschaft sollte, statt ihr Metier als rational unzugänglich zu erklären, sich auf ihre Aufgabe besinnen, nämlich sich um einen derartigen Zugang zu bemühen. In diesem Zusammenhang scheint sie ihr eigenes Umstelltsein „von Konventionen" mit Rationalität zu verwechseln. Auch für sie braucht man anscheinend, um sie von ihrer „geistigen Trägheit wegreißen zu können, energische Schocks".
Hans Muri, Ffm.

Ärztlicher Rat

Die Lektüre von Paul Christoph Böhmers „dieser tag ist ein lockenwickler" (DISKUS 5/62) läßt mich dreierlei hoffen: 1. Vielleicht wird sich Herr Böhmer dermaleinst an die Ordnung seiner Werke begeben. Ich hoffe, daß er die Zeit, in der „dieser tag ist ein lockenwickler" entstand, als koprophile Phase von anderen Schaffensperioden abgrenzen kann. Es zeugt ja doch auch von einem recht armseligen Wortschatz, wenn Herr Böhmer zur Kennzeichnung einer Angelegenheit häufig auf das Wort „scheiß" zurückgreifen muß. 2. Herr Böhmer scheint von seiten seiner Prostata Beschwerden zu haben (vgl. „es arbeitet mit prostata mit kälte und frost zur prostatazeit"). Er sollte sich deshalb nicht an die Leser des DISKUS wenden. Vielmehr ist ihm anzuraten, sich in fachärztliche Behandlung zu begeben. Im amtlichen Fernsprechbuch sind aus dem Branchenverzeichnis Anschriften von Urologen zu ersehen. Ich darf hoffen, daß ihm dort bald geholfen werden möge. 3. Herr Böhmer hat sich bereits von der Großschreibung abgewandt. Ebenso verachtet er jegliche Interpunktion. Darf ich wohl hoffen, daß er diesen Weg des Verzichts weitergehen und deshalb schließlich auch von der Verwendung der Buchstaben Abstand nehmen wird?
Joachim Krebs, Frankfurt/M.

Zerredetes Menschsein

Sehr geehrter Herr Brock,
Jeder, der mit dem, was er schreibt, an die Öffentlichkeit zu gehen gedenkt, sollte sich von Zeit zu Zeit diesen Satz von Harry Maör (MONAT 161, Februar 1962, S. 64) ins Gedächtnis zurückrufen: „Es kann nicht die Aufgabe eines Schriftstellers sein, eine ohnedies verwirrte Menschheit in geistige Sackgassen und Fallen zu locken, in denen sie nicht mehr aus noch ein weiß, sondern elend umkommen muß."
Das heißt nicht, daß man sich auch daran halten sollte, von meinem Standpunkt aus gesehen. Wenn wir aber jenes „spezifisch ‚Geistreiche' der europäischen Art zu denken und zu argumentieren" (G. Szczesny) literarisch auszudrücken versuchen, und damit an die Öffentlichkeit treten, so sollten wir uns überlegen, ob wir damit nicht auch eine Aufgabe übernehmen, nämlich die, die „ohnedies verwirrte Menschheit" wenigstens für Augenblicke aus jener Verwirrung herauszuführen. Das Menschsein zerreden zu wollen trägt keine Frucht in sich, außer der der Freude an gelungene Formulierungen — eingestandenermaßen.
Als alter Studienfreund Ihres Bruders mit ihrem oeuvre zum Teil ganz gut vertraut, zeichne ich freundlich,
Volkmar Wenz, Saarbrücken

21 532 = 4 Millionen

Den Artikel „Die nützliche Legende vom Mittelstand" (DISKUS, Jan. 62) habe ich mit Interesse gelesen. Nun hatte Autor Hans Freienfeld in der Tat angekündigt, er habe die — empirische — Abgrenzung dessen, was er mit Recht die herrschende Klasse nennt, „willkürlich" vorgenommen. Wer hätte jedoch geahnt, daß diese Willkür so weit gehen würde, daß er uns die Zahl der **verheirateten** Einkommens-Millionäre und -Hunderttausender vorenthält? Vielleicht ist er ja auch nur beim Tabellenlesen ausgerutscht. Auf den Seiten 444 und 445 des Statistischen Jahrbuchs steht nämlich direkt unter der Kolumne „Lohnsteuerpflichtige ‚insgesamt" die Spalte „(Einkommens-)Steuerpflichtige, die als ledig behandelt worden sind."
Wie dem auch sei, hier sind die korrekten Zahlen: Im Jahre 1957 hatten genau drei mal so viele Personen wie von Freienfeld angegeben ein Jahreseinkommen von einer Millionen DM und mehr, nämlich 459 und nicht 153 (Ledige allein). Die Zahl der Personen mit einem Einkommen von mehr als 100 000,— DM war 1957 sogar vier mal so groß wie angegeben, nämlich 21 532 (statt 5 511). Diese 21 532 Personen hatten übrigens ein Einkommen von 5,266 Milliarden DM; das entspricht der Einkommenssumme von 1,057 Millionen Beziehern des Durchschnittslohns bzw. -gehalts des Jahres 1957 in Höhe von 4978,— DM; in anderen Worten: 21 532 Personen konnten über das gleiche Einkommen verfügen, wie die 4 Millionen Lohn -und Gehaltsempfänger mit den niedrigsten Einkünften im gleichen Jahre.
Nicht schlecht, nicht wahr?
Werner Wilken, Frankfurt (Main)

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.
Herausgeber: Norbert Ely, Alexander Gockel, Peter Milger, Peter Schafmeister, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Alexander Gockel (Kulturpolitik), i. V. Klaus Scheunemann (Politik), Wolfgang Vogel (Ausland), Ror Wolf (Feuilleton), Peter H. Schröder (Mitarbeiter), Reiner Diederich (Mitarbeiter).
Verlagsleiter: Hans-Walter Siebert, Redaktionsgeschäftsführer: Klaus Scheunemann, Vertrieb: Siegfried Bartels.
Anzeigenredaktion: Wolf Calebow. Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 5a vom 30. November 1961.
Anschrift der Zeitung: 6 Frankfurt am Main, Mertonstraße 26–28, Telefon 77 06 43 188.
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240 964 (Anzeigenredaktion). Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158. Commerzbank Nr. 42 197 (Vertrieb).
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS. Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Erlaubnis der Redaktion.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß. Abonnements zum Preis von DM 6,– jährlich (Studenten DM 3,–) nimmt der Vertriebsbeauftragte, Adresse wie oben, jederzeit entgegen.
Druck: Graphische Werkstätte Offenbach, Offenbach am Main, Schäferstraße 12, Telefon 8 15 18.

Lieber DISKUS-Leser

Es sind nicht nur Takt und Bescheidenheit, die eine Zeitung in eigener Sache die Öffentlichkeit sozusagen meiden lassen. Zurückhaltung ist hier wohl am Platze. Ob und wie eine Zeitung ihrem publizistischen Auftrag nachzukommen vermag, läßt sich nicht durch deklamatorische Erklärungen und Bekenntnisse ausmachen. Das Urteil soll hier dem Leser überlassen bleiben.
Als vor nunmehr zwölf Jahren die erste Nummer dieser Zeitung erschien, war dem eine Grundsatzentscheidung vorausgegangen. Nach dem Willen ihrer Gründer sollte diese Zeitung zum publizistischen Organ der Frankfurter Studentenschaft werden. Das macht erforderlich, daß keine politische Richtung von der Mitarbeit ausgeschlossen wird. Um dem Mißbrauch und der Willkür einzelner und ihrer Hilfstruppen vorzubeugen, wurde eine Organisationsform gefunden, die ein Höchstmaß an innerer und äußerer Unabhängigkeit garantiert.
Einigen Schreiern und ihren Hintermännern, die es nicht verwinden können, daß sich etwas nicht für ihre Zwecke kommandieren läßt, ist dieser Tatbestand ein Dorn im Auge. Sie gehen zum Angriff über und wollen die Öffentlichkeit glauben machen, sie würden „unterdrückt“, „gleichgeschaltet“, – obwohl gerade sie diese Zeitung am liebsten auf **eine**, und zwar auf ihre Frequenz umgeschaltet hätten oder umschalten würden.
Es sind darüber nicht viel Worte zu verlieren. Ein Urteil kann auch hier getrost dem Leser überlassen bleiben. Allerdings gibt es Schranken, deren Überschreiten rechtliche Sanktionen notwendig macht. Sie verlaufen dort, wo Äußerungen nach Inhalt und Form kein Beitrag zur öffentlichen Auseinandersetzung, sondern rein private Ehrabschneiderei sind.
Diese Grenze schien uns bei dem Beitrag „Studentenpresse in Frankfurt“ der Hamburger Zeitschrift „konkret“ überschritten zu sein. Das veranlaßt uns auch, den inzwischen mit dieser Zeitschrift geführten Schriftwechsel abzudrucken.

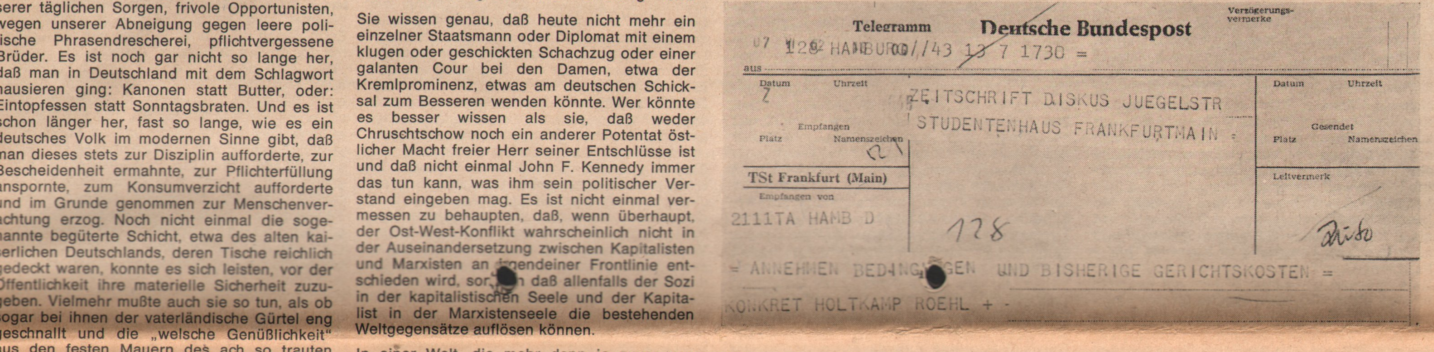
Per Einschreiben gegen Rückschein!

Verlag „konkret“
z. Hd. Herrn Röhl

2 Hamburg 36
Kaiser-Wilhelm-Straße 76/II

Sehr geehrter Herr Röhl!
Wir nehmen Bezug auf das heute am frühen Nachmittag durch unseren Geschäftsführenden Herausgeber Herrn Norbert Ely, und Ihrem Frl. Baer unter Zeugen geführte Telefongespräch und erlauben uns, den wesentlichen Inhalt des Gespräches hier noch einmal zu skizzieren: Zur Bedingung einer gütlichen Einigung hatten wir gemacht:
1. „konkret“ gibt eine Ehrenerklärung für die angegriffenen Herausgeber ab. Diese ist mit dem uns vertretenden Rechtsanwalt abzustimmen und zusammen mit unserer Berichtigung abzudrucken (Vorspann).
2. Für die von uns einzureichende Berichtigung besteht kein Rückweisungsanspruch im Sinne des Pressegesetzes. Der Umfang der Berichtigung wird die Länge der Erstveröffentlichung nicht überschreiten.
3. „konkret“ übernimmt die bisher zur Vorbereitung des Verfahrens dem DISKUS entstandenen Kosten.
Wir dürfen Ihnen aus freien Stücken versichern, daß wir die Berichtigung so halten werden, daß sie beiden Seiten ermöglicht, das Gesicht einigermaßen zu wahren . . .
Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung
gez. Siebert gez. Gockel

PS: Ihre Zustimmung zu den genannten Bedingungen haben Sie soeben telegrafisch erteilt.


Telegramm Deutsche Bundespost
07 128 HAMBURG 43 13 7 1730 =
ZEITSCHRIFT DISKUS JUEGELSTR
STUDENTENHAUS FRANKFURTMAIN =
TSt Frankfurt (Main)
Empfangen von 2111TA HAMB D
= ANNEHMEN BEDINGUNGEN UND BISHERIGE GERICHTSKOSTEN =
KONKRET HOLTKAMP ROEHL + -

Heim ins Reich der Nörgler

Eine Replik zu Frank Bergers „Die große Langeweile“

Dieses Volk in der Bundesrepublik hat, wie Tag für Tag erneut bewiesen wird, einen unheimlich breiten Buckel und einen Gleichmut, wie ihn sonst nur störrische Esel nach der Fressenszeit entwickeln. Eine gewisse Gruppe von unerhört fortschrittlichen und geistvollen Kritikern hackt auf ihm herum, als ob kein Quäntchen Anstand und Redlichkeit in ihm wäre. Ginge es nach diesen Moralaposteln, wären wir, die wir nichts anderes wollen, als nicht geschulmeistert zu werden, trotz unserer täglichen Arbeitswut, Schlafmützen, trotz unserer täglichen Sorgen, frivole Opportunisten, wegen unserer Abneigung gegen leere politische Phrasendrescherei, pflichtvergessene Brüder. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man in Deutschland mit dem Schlagwort hausieren ging: Kanonen statt Butter, oder: Eintopfessen statt Sonntagsbraten. Und es ist schon länger her, fast so lange, wie es ein deutsches Volk im modernen Sinne gibt, daß man dieses stets zur Disziplin aufforderte, zur Bescheidenheit ermahnte, zur Pflichterfüllung anspornte, zum Konsumverzicht aufforderte und im Grunde genommen zur Menschenverachtung erzog. Noch nicht einmal die sogenannte begüterte Schicht, etwa des alten kaiserlichen Deutschlands, deren Tische reichlich gedeckt waren, konnte es sich leisten, vor der Öffentlichkeit ihre materielle Sicherheit zuzugeben. Vielmehr mußte auch sie so tun, als ob sogar bei ihnen der vaterländische Gürtel eng geschnallt und die „welsche Genüßlichkeit“ aus den festen Mauern des ach so trauten Heimes verbannt sei.

Unerwartet und fast zu plötzlich kam nach dem total verlorenen Krieg, dem größten Fiasko deutscher Geschichte, endlich ein Jahrzehnt, in dem man zwar pausenlos von Kanonen spricht, aber reichlich Butter ißt, wo man alle süßen Früchte des welschen, sonnigen Südens vorurteilslos genießt und in der Regel den guten alten sauren deutschen Apfel verfaulen läßt. Endlich sind wir da angekommen, wo eigentlich alle deutschen Philister heimlich sich hinsehnten, nämlich beim Verzehren, und wo sie eigentlich nicht hinkommen durften wegen der Prinzipien, der edlen, die sie hatten. Wenn nicht alles täuscht, war es Marx, der behauptete, daß, wenn Milch und Honig für die Massen fließen, die Arbeitszeit verkürzt und der Magen voll sei, das Zeitalter der Zufriedenheit, des wunschlosen Glücklichseins und der Freiheit ausgebrochen sei, weil dann eben jeder, bar aller düsteren Existenzsorgen, das tun könne, was ihm beliebt.

Nicht ein einziger Intellektueller vom Geschlecht derer, die den Wohlstand der Massen sich einstmals aufs Panier geschrieben haben, äußert heute jene Genugtuung, die er logischerweise eigentlich haben müßte. Im Gegenteil: Schrien sie damals nach Butter, schreien sie heute nach Verständigung mit Genossen Ulbricht. Sie wollen ewig Alternativen zur augenblicklichen Politik, obwohl gerade sie eigentlich wissen müssen, daß Alternative im Zeitalter der ideologischen Weltgegensätze Selbstvernichtung der einen Ordnung heißt.

Sie wissen genau, daß heute nicht mehr ein einzelner Staatsmann oder Diplomat mit einem klugen oder geschickten Schachzug oder einer galanten Cour bei den Damen, etwa der Kremlprominenz, etwas am deutschen Schicksal zum Besseren wenden könnte. Wer könnte es besser wissen als sie, daß weder Chruschtschow noch ein anderer Potentat östlicher Macht freier Herr seiner Entschlüsse ist und daß nicht einmal John F. Kennedy immer das tun kann, was ihm sein politischer Verstand eingeben mag. Es ist nicht einmal vermessen zu behaupten, daß, wenn überhaupt, der Ost-West-Konflikt wahrscheinlich nicht in der Auseinandersetzung zwischen Kapitalisten und Marxisten an irgendeiner Frontlinie entschieden wird, sondern daß allenfalls der Sozi in der kapitalistischen Seele und der Kapitalist in der Marxistenseele die bestehenden Weltgegensätze auflösen können.

In einer Welt, die mehr denn je zuvor von pragmatischem Denken (im Schatten der Ideologie) geformt wird, wurde ein neues Gespenst erfunden. Es ist der sogenannte geheime Verführer. Die Geschichtenerzähler, die diese mystische Figur bemühen, haben, so will es scheinen, offenbar keine sehr hohe Meinung vom Menschen, dem sie in seiner Mehrzahl unterstellen, daß er im Grunde genommen willenlos und leer sei und praktisch jeden Appell, selbst zu widersinnigen Handlungen befolge. Ihnen sollte man vor Augen halten, daß dieser Mensch, vor dessen Gefährdung sie angeblich warnen wollen allem historischen Anschein nach sehr widerstandsfähig ist. Denn in den Jahrtausenden, seit denen er sich seiner selbst bewußt geworden ist, sind Ideologien und Doktrinen an ihm vorbeigegangen und haben nur in sehr wenigen Fällen Spuren hinterlassen. Diese Einsicht stimmt, wenn man sie näher betrachtet, tröstlich.

Clemens Hosskirch

EINGEMAUERT
EINGEMAUERT
EINGEMAUERT
EINGEMAUERT
EINGEMAUERT

Mit der fetten Schlagzeile „Herberger hat uns eingemauert“ erschreckte die BILD-Zeitung am Dienstag nach Pfingsten die westdeutsche Wohlstandsgesellschaft. Uns soll jedoch hier nicht die Dramatisierung einer Niederlage der westdeutschen Fußballmannschaft interessieren, ebensowenig die Suche nach einem Prügelknaben für diese zum nationalen Desaster hochgewimmerte Fußballpleite. Einzig bemerkenswert über die Tagesaktualität hinaus ist, daß hier die smarten Boys um Axel Springer und Hans (im BILD) Zehrer die gleiche Vokabel, nämlich die vom „Einmauern“, für die Schlagzeile über einer banalen Fußballstory wählten, mit der nach dem Bau der Berliner Mauer die Politik der ostdeutschen Stalinisten von ihnen etikettiert wurde. Woraus zu schließen wäre, daß für Herrn Springer und seine Hintersassen eine Fußballniederlage ebensoschwer wiegt wie die Beseitigung der Freizügigkeit für 17 Millionen Menschen, oder aber, daß das Bild vom „Einmauern“ sich in Westdeutschland heute bereits zum Kunden- und Dummenfang eignet. Vier Millionen Exemplare von BILD wollen schließlich verkauft sein.

Frank Berger

Fortsetzung von Seite 1

An den Auflösungserscheinungen, die sich abzeichnen, ist nicht „mangelnde Führung“ schuld. Adenauer hat die Fäden der Macht noch immer in Händen, selbst eine vierte Kanzlerschaft konnte er durchsetzen. Die von ihm verkörperte Politik (Sicherung des geretteten Besitzstandes), die sich eigenartig mit den gröbsten Illusionen verband (Traum von den Grenzen des Jahres 1937, vom abendländischen Europa, von einem „Zurückrollen“ des Bolschewismus), beginnt jedoch schon zu verblassen. Adenauer ist heute eine mythische Figur, die niemand anzutasten und zu stürzen wagt. Aber als mythische Figur wird er auch bereits unwirklich, er schwindet aus dem Bewußtsein der Bevölkerung, wie er selbst jetzt oft physisch und geistig abwesend ist. Adenauer hat sich auf dem Höhepunkt seiner Macht selber überlebt. Nicht er änderte sich. Die sich ändernden Verhältnisse entlarvten den Status quo als konservative Fiktion. Hinter der bröckelnden Fassade von „Stärke“, „Sicherheit“ und „Wohlstand“ werden Hohlräume sichtbar, die die lädierten Dogmen der Adenauerschen Politik nicht mehr füllen können. Das Selbstverständliche, Wohlgeordnete, Unumstrittene unseres Zustandes schlägt um in Krise und Kritik.

Adenauer ist mittlerweile doch so alt, daß er trotz der „Barmherzigkeit Gottes“, die er für sich in Anspruch nimmt, nicht mehr allzulange regieren kann. Über die außenpolitischen Gegensätze zur Kennedy-Regierung vermögen die freundlichsten Kommuniqués nicht hinwegzutäuschen. Das Ende der Hochkonjunktur und härtere sozialpolitische Auseinandersetzungen kündigen sich an. Was einige Kritiker jahrelang vergeblich schrieben: daß die westdeutsche Politik unter Adenauer der „Kunst des Möglichen“ kaum entsprach, weil sie auseinanderfiel in administrative Realpolitik auf der einen, illusionäre Ansprüche auf der anderen Seite – das dringt jetzt in die Presse- und Rundfunkkommentare ein. Die Leitartikler reden wie bei Dulles–Eisenhower vom „Ende einer Ära“. Sie sind schon bereit, ihre Griffel, mit denen sie für ein Dezennium die Bonner Politik treu gedeutet haben, über eben dieser Politik zu brechen.

3. WAS KOMMT NACH ADENAUER?

Das ist eine Frage, die ich mir auch schon oft gestellt habe (Volkswirt, 1. Sem.) – Nach zwei drei Wandlungen kommt Strauß trotz Fibag (Soziologe, 7. Sem.) – Die Linie wird beibehalten (Pädagogin, 3. Sem.) – Die Richtung möchte ich gern wissen (Chemiker, 6. Sem.) – Was nach Adenauer kommt, ist einfach unvorstellbar (Jurist, 5. Sem.) – Nichts wesentlich Neues (Psychologin, 6. Sem.) – Nach Adenauer kommt die Diktatur der hundert Prozent, die große Bruderschaft von Bonn (Psychologe, 7. Sem.) – Nach Adenauer kommt wieder ein Kanzler (Juristin, 3. Sem.) – Innerhalb der CDU wird es Machtkämpfe geben, wer sich da durchsetzt, ist Zukunftsmusik (Jurist, 8. Sem.) – Wir warten auf einen Mann wie Adenauer, wir werden wahrscheinlich nie mehr so einen kriegen (Chemiker, 12. Sem.)

J. F. Dulles' Konzeption des „Kalten Krieges“ bestimmte noch nach seinem Tod vermöge des ihr innewohnenden Trägheitsmoments für längere Zeit die westliche Politik. Ihre letzte Bastion, Bonn, ist mit der Ablösung Eisenhowers durch Kennedy ins Wanken geraten. Adenauer wird ihren Sturz verzögern können, verhindern kann er ihn nicht. Der Beginn einer flexiblen deutschen Außenpolitik ist unabhängig von Adenauers Abdankungstermin. Schröder bereitet sich offenbar schon darauf vor.

Ob Adenauer Ende 1963 abtritt oder morgen wird gleichgültig. Die innenpolitische Leere, die er hinterläßt, ist heute schon spürbar, nicht weil ihm „die Zügel aus den Händen geglitten“ wären, sondern weil man anfängt, ihn und seine Ära einzuschätzen. Die Faszination verfliegt und übrig bleibt weder ein Bismarck noch ein Metternich, sondern ein Kanzler, der geschickt „das Gegebene tat“. Nur so konnte er sich ungewöhnlich lange an der Macht halten. Und so regierte er in einer Zeit der Konsolidierung, der „Restauration“ (Schelsky), die dem letzten Krieg folgte und nicht auf die Bundesrepublik beschränkt war. Aber diese Zeit dürfte vorbei sein. Deshalb die Unruhe über das, „was auf uns zukommt“. Was nach Adenauer kommt, kann man sich nicht mal mehr vorstellen. Der Fleisch und Blut gewordene Pragmatismus erlaubt keine Prognosen. Das Denken, das über den augenblicklichen Zustand hinausgehen könnte, ist einem abgewöhnt worden, ist auf die SPD-Parolen „Vom Heute zum Morgen“ und „Wer rastet der rostet“ zusammengeschrumpft. Insgeheim hat man Angst vor jeder Änderung. So wird ein in Demokratien ganz normaler Regierungswechsel hinausgezögert bis er gar nicht mehr zu vermeiden ist.

Nach Adenauers Abgang gibt es verschiedene Möglichkeiten. Führt die Berlin-Krise und das Opfer langjähriger Doktrinen zum „nationalen Notstand“ mit entsprechendem Allparteienregime? Wird die immer besser funktionierende Verwaltung offen autoritär? Oder löst sich der Bann, der über unserer Politik, den Parteien und den verfestigten Verhältnissen liegt? Diadochen-Kämpfe, neue Diskussionen sind jedenfalls zu erwarten.

Reiner Diederich / Peter Milger

politische bücher

Anatomie eines Rufmörders

Richard H. Rovere: McCarthy oder die Technik des Rufmordes, Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh, 312 Seiten, 25 Fotos, Leinen, Preis DM 18,80.

Nur wenige amerikanische Politiker haben es, sieht man von den Präsidenten und Außenministern ab, im Lauf ihres Wirkens zu einem so weltweiten Ruhm gebracht, wie der im Jahre 1957 verstorbene Senator Joseph McCarthy. Mit seinem Namen ist die Erinnerung an eine Periode hysterischer Kommunistenverfolgungen im Auswärtigen Dienst und in der US-Armee verknüpft. Sein Arm reichte zur Zeit seiner größten Macht bis in die Bibliotheken der deutschen Amerika-Häuser, aus deren Regalen damals, 1953 und 1954, alle Werke von Autoren aussortiert und verbannt wurden, die zu irgendeiner Zeit ihres Lebens mit Ideen sympathisiert hatten, die auch die Kommunisten auf ihre Banner geschrieben hatten.

Unter dem Titel „McCarthy oder die Technik des Rufmordes" erschien Ende vergangenen Jahres in der Bundesrepublik die deutsche Ausgabe einer Studie des amerikanischen Publizisten Richard H. Rovere, die eine erste Bilanz der McCarthy-Ära zu ziehen versucht und ein Porträt jenes Mannes geben möchte, der wegen seiner demagogischen Fähigkeiten gelegentlich mit Adolf Hitler verglichen worden ist.

Joseph McCarthy stammte aus einer kinderreichen katholischen Farmerfamilie irischer Herkunft. Tiefenpsychologische Nachforschungen haben über seine frühe Kindheit nichts zutage gefördert, was seine spätere Sucht nach Publicity erklären könnte. Keine körperlichen Gebrechen, keinen übermäßig strengen Vater, allenfalls eine etwas zu fürsorgliche Mutter. In der Schule war er zunächst kein großes Licht. Nach einem Zwischenspiel, während dessen er sich als Hühnerzüchter versuchte, ermunterte man ihn jedoch dazu, seine Ausbildung fortzusetzen. Er erwarb die Hochschulreife und schrieb sich an der Marquette-Universität ein, einem berühmten amerikanischen Jesuiteninstitut. Hier erwarb er einen juristischen Grad. Er trat in ein Anwaltsbüro ein, kandidierte für ein lokales Richteramt, machte sich einen Namen als Schnellrichter in Scheidungsverfahren und erwarb sich im Krieg einigen Ruhm als Soldat im Marine-Corps.

Bereits in seinem ersten Wahlkampf bediente er sich einer Lügentechnik, die für ihn kennzeichnend werden sollte: er stellte seinen Gegner als wesentlich älter hin, als dieser tatsächlich war, um sich als Kandidat der jungen Generation zu empfehlen. 1946 zog er als Vertreter der Republikaner und des Staates Wisconsin in den US-Senat ein.

Sein eigentlicher Aufstieg begann jedoch erst später, etwa im Jahre 1950, als er auf den Rat einiger katholischer Publizisten und Amateurpolitiker hin die Frage einer möglichen kommunistischen Unterwanderung der US-Beamtenschaft auf sein Panier schrieb und energisch eine Durchleuchtung forderte. Er brachte es schließlich durch die ständige Wiederholung vager Behauptungen über Fälle angeblicher kommunistischer Subversion dahin, daß ihm die Untersuchung der Materie selbst überlassen wurde. Obwohl es ihm nicht gelang, auch nur einen einzigen Fall kommunistischer Unterwanderung nachzuweisen, schuf er durch die Art seines Auftretens (pralle Aktentasche mit angeblich beweiskräftigen „Dokumenten", dreiste öffentliche Anklage gegen gewisse Behörden und hohe Staatsbeamte, theatralische Selbstsicherheit gegenüber Journalisten und Versammlungsbesuchern), ein Klima der Angst, das einerseits von der realen äußeren Bedrohung durch den Ostblock ablenkte, andrerseits all seine heimlichen Gegner zum Schweigen brachte.

Es ist nicht erwiesen, ob McCarthy nach dem Präsidentenamt strebte. Sicher ist jedenfalls, daß er zeitweilig mehr als die Hälfte der US-Bevölkerung hinter sich hatte. Eine banale Protektionsaffäre brachte ihn schließlich zu Fall. Damit, daß sich daraufhin endlich Senatoren fanden, die sich nicht mehr scheuten, gegen ihn aufzutreten, war sein Bann gebrochen. McCarthy sank gegen Ende 1954 zur Bedeutungslosigkeit ab. Er starb einige Jahre später, möglicherweise an den Folgen übermäßigen Alkoholgenusses.

Rovere meint, McCarthy sei an seinem eigenen Unglauben gescheitert, eben daran, daß er selbst nicht ganz von der kommunistischen Wühlarbeit überzeugt war, die er zur Zielscheibe seiner Agitation gemacht hatte. Der Autor sagt wenig zu der Frage, weshalb McCarthy zu dem politischen Faktor werden konnte, der er zeitweilig war. War es allein seinem demagogischen Talent und seiner Skrupellosigkeit der Wahrheit gegenüber zu danken, daß er es zu jenem Ruhm brachte, den er erlangte, oder sprach er ein unbewußtes amerikanisches Unbehagen am Verlust jener ungeteilten Weltgeltung an, die die USA nach 1945 für kurze Zeit genossen?

Es hat auch in der Bundesrepublik Politiker gegeben, die versucht haben, eine latente Kommunistenfurcht politisch für ihre Zwecke zu nutzen. Zu denken wäre da etwa an die Behauptung vergangener Wahlschlachten, ein Votum für die SPD führe zum Untergang Deutschlands oder Chruschtschow gebe der SPD Wahlhilfe. Auch die Arbeit des Komitees „Rettet die Freiheit", dessen Initiator, Rainer Barzel, heute zum inneren Führungsstab der Kanzlerpartei gehört, ähnelte insofern der Technik McCarthys, als auch hier versucht wurde, kritische Intellektuelle und linksorientierte, aber loyale, Demokraten zu Ostagenten oder „fellow-travellers" abzustempeln.

Roveres Studie ist, wenngleich sie manche Frage unbeantwortet läßt und nicht in allen Passagen die gewohnte stilistische Brillanz der amerikanischen Publizistik verrät, allen Studenten der politischen Wissenschaften als Lektüre zu empfehlen.

Frank Berger

Pritzkoleit für jedermann

Unter dem Titel „Wirtschaftsmacht — Gespenst oder Wirklichkeit" ist unlängst im Fink-Verlag ein Vortrag von Kurt Pritzkoleit als Band 6 der Politikum-Reihe erschienen. Pritzkoleit, u. a. bekannt durch sein Buch „Männer, Mächte, Monopole", einer Art „Who is who" des bundesdeutschen Großkapitals, hat sich die Mühe gemacht, an Hand statistischen Materials die Existenz und den Einfluß wirtschaftlicher Macht in der Bundesrepublik zu untersuchen. Wenn man die Statistik als wahr unterstellt, ist in den letzten zehn Jahren bei den Riesenunternehmen der bundesdeutschen Wirtschaft der Umsatz im Verhältnis zu den Groß- und Mittelunternehmen unverhältnismäßig stark angestiegen.

Neben der strukturell bedingten Machtkonzentration bei Mammutunternehmen dank der Möglichkeit erhöhter Rationalisierung, größerer Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete der Werbung und der sozialen Leistungen, ist eine Machtkonzentration zu beobachten, die sich auf die Finanzpolitik der Bundesregierung gründet. Als Beispiele seien aufgeführt die §§ 7 c und 7 d des Einkommensteuer-Gesetzes, die Oetker u. a. den Aufbau seiner „Puddingflotte" ermöglichten, das Umwandlungsgesetz, die Umsatzsteuer, die eine Belastung von Umsätzen bis DM 250 000 mit 3,26 Prozent, ab DM 250 000 000 mit 1,83 Prozent vorsieht, das Organschaftprivileg und das Investitionshilfegesetz. Eine erschöpfende Aufzählung würde zu weit führen.

Es erübrigt sich, die Kreise zu nennen, die hinter dieser Gesetzgebung stehen, doch sei die enge verwandtschaftliche Bindung zwischen dem Hause Adenauer und dem Hause Werhahn, einem der Repräsentanten gewaltiger Wirtschaftsmacht, und die enge Freundschaft des Bundeskanzlers mit Großbankiers wie Abs und Pferdmenges kurz erwähnt.

Es klingt ein wenig nach Resignation, wenn Pritzkoleit schließlich feststellt, daß uns immerhin die kostbare Freiheit der Diskussion unserer Lage geblieben sei.

Michael Meyer

Die Technik der Macht

Erwin Faul: „Der moderne Machiavellismus", Verlag Kiepenheuer und Witsch Köln/Berlin, Preis DM 24,80.

Wissenschaftliche Untersuchungen über das politische Phänomen Machiavelli haben besonders um die Jahrhundertwende und ungefähr zwei Jahrzehnte danach die gebildete Öffentlichkeit in hohem Maße beschäftigt. Wie sehr aber die von dem berühmten Florentiner entworfene politische Vorstellungswelt auch die praktische Politik in Gestalt von Ideologie beeinflußt hat, wurde erst jetzt durch die hier zu besprechende Arbeit in allen wesentlichen Einzelheiten festgestellt. Aus in- und ausländischen Archiven wurde viel fast vergessenes Material zusammengetragen und zu einem umfassenden historisch-philosophischem Mosaik zusammengefügt, das Beachtung verdient.

Besonders verdienstvoll an der Arbeit des Autors wirkt das Bemühen, auch das scheinbar Nebensächliche in Erwägung zu ziehen. Das Buch erhebt zu Recht den Anspruch auf wissenschaftliches Wertmaß bei seiner Beurteilung. Es darf uneingeschränkt allen Studenten der Kulturwissenschaft und vor allem der Wissenschaft von der Politik empfohlen werden.

C. H.

Herren des großen Schicksals

Wilhelm Joost: „Herren über Krieg oder Frieden", bebildert, 493 Seiten, Econ-Verlag Düsseldorf, 1962.

Wilhelm Joost beschäftigt sich in seinem im Econ-Verlag erschienenen Buch mit den „Herren des großen Schicksals" unserer Zeit.

„Was also denken sie, die sich als Herren über Krieg oder Frieden ansehen und allgemein dafür gehalten werden? Wohin neigen sie erfahrungsgemäß und wie pflegen sie gegebenenfalls zu reagieren und zu handeln?" „Handlungen, Taten und Entschlüsse, Entscheidungen und Aussprüche, Urteile über sich selbst und andere" von Chruschtschow, de Gaulle, Kennedy, Macmillan, Nasser, Nehru, Tito und Mao Tse-tung werden vom Autor in großem Umfang beschrieben und zusammengetragen. Es handelt sich um den Versuch, weltpolitische Zusammenhänge durch charakterologische Analyse und politisches Portrait der genannten Staatsmänner aufzuschlüsseln. Die „geheimnisvolle Wechselwirkung von Männern und Zeiten" bleibt freilich geheimnisvoll.

O. Sch.

Kaspar, Johann, Balthasar & Co.

Das Interesse der Öffentlichkeit an den Angeklagten des Münchner Schauprozesses war genau so groß wie ihre moralische Verbiesterung: wer mit mehreren Männern schläft, der mordet auch, mehr noch: dessen Schuld steht fest, bevor diese geprüft werden kann. Der Strafprozeß ist ein Übel, das man sich ersparen sollte; er stellt sich dar als die Suche des Hundes Melchior nach seinem Knochen, den er hinter dem Schrank versteckt hat und ihn nur sucht, damit er Herrchen sanftmütig stimmen kann. Auf der Suche nach dem Urteil befinden sich: der Vorsitzende, zwei Richter und sechs Geschworene. „Die Richter und die Geschworenen entscheiden über die Schuld- und Straffrage gemeinschaftlich" (§ 82 GVG). So entsteht ein Urteil: durch gemeinschaftliche Sache.

Optisch nimmt sich dieses demokratisch integrierte Neunmänner-Kollegium so aus: in der Mitte der Vorsitzende, rechts ein Richter, links ein Richter und zu beiden Seiten je drei Vertreter des Volkes. Gegen Fahrgeldrückerstattung und vier DM Verdienstausfall pro Stunde klempnern sie ein Urteil zusammen, das gesprochen ist, bevor es gesprochen ist. Ab und zu während der Verhandlungen schläft einer der Geschworenen ein, dann ist aus dem Beisitzer ein Beischläfer geworden.

Natürlich hat dieses BILD-Zeitungsereignis auch eine private Seite. Auch Geschworene sind Menschen. Herrn Springers Wahrheitsfabrikanten haben das entdeckt und: **‚BILD wollte wissen, wie leben sie, was sind das für Menschen, die über andere richten. BILD fuhr in die Heimatorte der Geschworenen und sprach mit ihren Frauen.'** Die Frauen haben der Anklage gegen „die Brühne" und „den Ferbach" noch einen Punkt hinzugefügt, der sich im ganzseitigen Artikel der Herren Jando und Kühne vom 28. Mai 1962 niederschlägt: **„Die Brühne stiehlt meinem Mann die Zeit".** Wen wundert das aber? Wer mordet, der stiehlt auch, ist doch klar.

Außerdem können sich das die Damen auch leisten, die Anklageschrift zu vermehren, sie urteilen mit in diesem Prozeß, für sie ist er bereits beendet: **„Schuldig oder nicht schuldig? Für viele dieser Frauen ist diese Frage schon entschieden."** Was die Männer solcher Frauen ‚gemeinschaftlich mit den Richtern' vor der Öffentlichkeit auskochen ist insofern unerheblich, als sie selten oder nie etwas sagen. Mit welchen Gefühlen sie aber ‚richten' und was sie sich dabei denken, sofern sie das tun, erfährt man aus den Antworten der Damen, die BILD registriert.

Herr Hahn **„hat keine Lust mehr. Die viele Arbeit auf dem Hof verträgt so ein Amt nicht mehr. Aber es ist ein Ehrenamt. Nur über den Praun-Prozeß ärgert er sich fürchterlich. Er ist nämlich begeisterter Jäger und am 1. Juni geht die Jagd an."** Da hat mans wieder einmal: jetzt will endlich einer schießen gehen und dann wird ihm von „so einer" die Zeit gestohlen. **„Die Brühne hätte arbeiten sollen, so wie wir"**, wie Frau Abeltshauser richtig sagt, dann stünde sie heute nicht **„zwischen Lebenslänglich und Freiheit"**. Mittlerweile haben die Richter und Geschworenen ein Lebenslänglich zustandegebracht, der Prozeß ist für die sechs Geschworenen vorbei. Herr Hahn kann und darf jetzt schießen gehen, nachdem er mitgeholfen hat, zwei Menschen abzuschießen, deren Schuld keineswegs erwiesen worden ist. Uns bleibt nur, statt des süßen Lebens die harte Arbeit zu wählen, sonst fallen wir in die Hände von Leuten, die keine Lust mehr haben, aber dennoch ‚während der Hauptverhandlung das Richteramt' ausüben dürfen.

Peter H. Schröder

BESTELLSCHEIN

Ich bestelle hiermit ein Vollabonnement (DM 6,— jährl.) / ermäßigtes Abonnement für Studenten und Schüler (DM 3,— jährl.) der Zeitschrift DISKUS für 1 Jahr.

Wenn nach Ablauf dieses Zeitraums nicht gekündigt wird, verlängert sich das Abonnement automatisch und ist monatl. kündbar.

Den ersten Jahresbetrag überweise ich unaufgefordert auf das Konto der Commerzbank Frankfurt am Main Nr. 42197

Name .....

Anschrift .....

Hochschule (falls Student) .....

6/62 (Unterschrift)

UNSERE ADRESSE: FRANKFURT/MAIN, MERTONSTR. 26—28

Neu

der **Pfeifen Tabak** internationaler Klasse

DM 2.-
DM 3.-

Milch Käse und Utopia

Gedanken nach einer Dänemark-Fahrt

von Hans Hagedorn

1
Käse, Milch und Butter, gutes Bier und blonde Mädchen (easy going): das dürften die Primärassoziationen zum Stichwort „Dänemark" sein, wenn man eine Umfrage veranstaltete.
Dänemark ist ein Nachbarland der Bundesrepublik. Woran könnte es liegen, daß wir von unserer Presse weniger über dieses Land unterrichtet werden, als über Monaco? Könnte es daran liegen, daß Gracias Gartenfeste sich besser dazu eignen, die Masse von dem, was sie tatsächlich interessieren könnte, abzulenken? Besser als Diskussionen im dänischen Parlament über die Politik der NATO?
Nach einer Woche Aufenthalt in diesem Land können nur oberflächliche Eindrücke und Reflexionen wiedergegeben werden. Sei's drum.

2
Was zur Topographie zu sagen wäre, über das Gesicht der dänischen Landschaft, der Städte, der Hauptstadt Kopenhagen, ist von der Schulzeit her bekannt. Stichworte mögen die Erinnerung auffrischen: grüne Weiden, bunte Häuser, schmucke Dörfer, großzügige Straßen, selbst Sozialbauwohnungen nicht im 08/15-Stil, lukullische Smörrbröds, Tivoli, Bärenfellmützen-Garde vor dem Königsschloß, gutes Essen, gutes Trinken, Gemütlichkeit, Frieden.
Für dieses Land (wie übrigens auch für Norwegen und Schweden) verwendet unsere Presse — nicht ohne abwertenden Unterton — die Vokabel „Wohlfahrtsstaat". Mit dem Beigeschmack von „Gleichmacherei" und „Langeweile".

Daran stimmt manches. Dänemark ist ein sozial regierter Staat. Es scheint, als sei der Wohlstand des Landes tatsächlich für alle da. Der Arbeitnehmeranteil am Sozialprodukt liegt höher als in der Bundesrepublik. Die Bildungschancen sind auch für Kinder aus weniger begüterten Familien besser als bei uns, die Bildungseinrichtungen moderner. Für die Alten und Kranken ist vorbildlich gesorgt. Durch vernünftige Steuergesetze wurden der Werbung Schranken gezogen und die Profitchancen im Wirtschaftsleben auf ein vertretbares Maß reduziert. Es bleiben noch immer genug Anreize für unternehmerische Initiative.

3
Als Tourist kann man allein aus den Verkehrsverhältnissen mehr über dieses Land lernen, als man zunächst meinen möchte. Es war die Rede von den großzügigen Straßen. Wären sie es auch, wenn Dänemark sich in immer neue Kriegsabenteuer eingelassen hätte? Wenn es fast ein Drittel seines Etats für kostspieligen militärischen Schrott ausgäbe? Die Vielzahl der keineswegs von Snobs oder Beatniks durch die Straßen gelenkten Uraltvehikel und die verschwindend geringe Zahl von Protzkaleschen mit Stern am Kühler lassen ahnen, wie gering der Wert von Prestigefetischen in einer Gesellschaft ist, wo alle so gesichert sind, daß Demonstrationen wirtschaftlichen Erfolges lächerlich wirken.
Die rücksichtsvolle Art des Fahrens schließlich könnte ein Hinweis darauf sein, daß hier — sieht man von einer womöglich klimatisch bedingten Temperamentsarmut ab — forsche Ellenbogenmethoden, „Risikofreudigkeit", wenn man es marktwirtschaftlich formulieren will, nichts gelten.

4
Wie Monaco hat Dänemark einen Monarchen. Er heißt Frederik, fährt Rad und ist eine Art Ventil für das möglicherweise vorhandene Bedürfnis des Volkes nach einer Vaterfigur. Befreit vom Zwang, tiefenpsychologische Sehnsüchte ihrer Wähler befriedigen zu müssen, können die Politiker umso rationaler arbeiten.

5
Wie ist das mit den blonden Mädchen? (Dunkle gibt es natürlich auch.) Es mag schon etwas daran sein, daß sie relativ leicht „zu haben" seien. Wer sie mit flatternden Röcken radeln sieht, oder zurechtgeputzt beim Twist im Tivoli, der könnte leicht denken, er sei zu intimem Beieinander eingeladen. Der Schein allerdings könnte trügen. Doch gesetzt den Fall, die sexuelle Freiheit wäre in Dänemark so grenzenlos, wie skandinavische Filme es gelegentlich vermuten lassen: wäre das ein Indiz für „Kulturverfall"?
Dänemarks Jugend wirkt unproblematisch, unkompliziert. Wo mehr Freiheit ist, sind nicht jene Verdrängungen der Libido notwendig, zu denen unser mitteleuropäischer Moralkodex die jungen Leute zwingt. Damit entfallen zahllose Konflikte. Es entfällt allerdings auch der Zwang zur Sublimation, etwa in Gestalt geistiger Arbeit.
6
Für Künstler und Intellektuelle mag der Gedanke schrecklich sein, in einem Land ohne soziale, ja sogar ohne sexuelle Konflikte zu leben. Zu unserer Definition von Kunst und Kultur gehört die Chance der Individuation, von der wir meinen, sie sei allein durch Spannungen und in Opposition zur Gesellschaft möglich, durch Kritik und Obstruktion.
In Dänemark scheint Kunst zum Dessert geworden zu sein, das man in Museen und Bibliotheken gratis genießen darf. Oder sie reduziert sich auf Formgestaltung, interior decorating, Gebrauchskunst, Kunstgewerbe. Selbst an der vergleichsweise geringen Bevölkerungszahl gemessen, ist der Anteil der skandinavischen Künstler an der Moderne gering.
Aber ist diese Lähmung des Geistes ein zu hoher Preis für soziale Gerechtigkeit und individuelle Aggressionsminderung, der es wesentlich zu verdanken sein dürfte, daß in Skandinavien militante politische Parolen nur geringe Resonanz finden? Das ist eine Frage, die ins Zentrum der Diskussion der gesellschaftlichen Utopie führt.

Notizen aus Paris

I.
Eine deutsche Zeitung berichtete unlängst über ein Foto zweier Maueranschläge in Paris. Es handelt sich, wie die Zeitung richtig mitteilte, um selbstverfertigte Steckbriefe der GAR (Groupes d'Action et de Résistance), die ermöglichen sollen, der OAS das Handwerk zu legen. Abgesehen davon, daß es sich dabei wohl um ein nutzloses Unterfangen handelt, ist dem betreffenden Korrespondenten etwas sehr Wesentliches nicht aufgefallen: die Tatsache, daß unter diesen bunt zusammengewürfelten Köpfen und Typen, deutsche Namen in der Überzahl sind! Da steht unter den Paßfotos aus Frankreichs aktuellem Verbrecheralbum: „Mauer, Legionär; Meisterfeld, Post, Rudolf, Schau, Schulz und Simon". Fein säuberlich dem Alphabet nach aufgezählt. Alles Legionäre. Mit germanischen Gesichtszügen. Blond und eine Fr[illegible]de.

II.
Der Kampf der Leibbinden ist in eine neue Phase eingetreten (die Leibbinde ist die Unsitte französischer Verleger, ihre Bücher mit einem Spruch zu versehen, der meistens wenig den Inhalt des Buches, in den glücklichen Fällen aber den Käufer anspricht). Die Leibbinde hat dann einen sicheren Verkaufs- und Auflagenerfolg, wenn das Wort „Prix-Goncourt" darauf steht. 100 000 garantiert). Die Leibbindenproduzenten überbieten sich gegenseitig an geistreichen Aussprüchen und unfreiwilliger Komik. Den 1. Preis für unfreiwillige Komik sollte man aber demjenigen verleihen, der das Buch: „Ponce Pilate" von Ponge mit dem „Prix Combat" zierte. Einen Preis für Geschmacklosigkeit dagegen sollte man dem Texter der Leibbinde des „Stalingrad"-Buches von Marschall Paulus verleihen: Aus dem sinnlosen Tod unzähliger Soldaten wurde ein „Abenteuer, über das die berichten, die es gelebt haben". Seit wann reden Tote? HMB

Diskus-Dokumente
Diskus-Dokumente
Diskus-Dokumente
Diskus-Dokumente
Diskus-Dokumente
Diskus-Dokumente

Generalstaatsanwalt Dr. Fritz Bauer, auf dessen Initiative die Strafverfolgung vieler Verbrechen der nationalsozialistischen Zeit zurückgeht, wurde mit der Aufmerksamkeit des rheinland-pfälzischen Kultusministeriums bedacht, die aufmerken läßt; die „Frankfurter Rundschau" vom 16. Juni schreibt:
Das rheinland-pfälzische Kultusministerium hat die Verteilung eines gedruckten Referats des hessischen Generalstaatsanwalts Dr. Fritz Bauer „Wurzeln faschistischen und nationalsozialistischen Handelns" an den höheren Lehranstalten und Berufsschulen in Rheinland-Pfalz mit der Begründung abgelehnt, die Schrift sei „im einzelnen fragwürdig und von einer einseitigen Betrachtungsweise diktiert".

Das vom Frankfurter RCDS herausgegebene Faltblatt ‚spontan' stellte anläßlich eines Interviews mit Bundesverteidigungsminister Strauß diese Frage:
„Was sehen Sie als die Ursache des Linksdralls einer großen Zahl unserer Studentenblätter an, die doch offensichtlich im großen Gegensatz zur politischen Gesinnung der Mehrheit der Studenten stehen?"

Strauß:
„Die genauen Hintergründe und Verhältnisse von Redakteuren dieser Blätter zu ihren geistigen und auch materiellen Vätern müßte erst einmal genau untersucht werden.

Mancher von ihnen wird von dem Schlagwort: ‚Die Intelligenz steht links' beeinflußt sein. Die Entwicklung in unserer Zeit geht jedoch gerade in die entgegengesetzte Richtung."

pro atlantisch pro adenauer undwasweiter

Erich Mende meinte in seinem Schlußwort auf dem Düsseldorfer Bundesparteitag der FDP, so wie sich der Stil und die Arbeitsweise der Parlamente gewandelt habe, indem heute in den Arbeitsausschüssen und nicht im Plenum diskutiert und vorentschieden werde, so habe sich auch der Stil und die Arbeitsweise der Parteitage verändert. Mit dieser Feststellung versuchte Mende, den überaus ruhigen, diskussionsarmen und beinahe langweiligen Verlauf des Parteitages zu erklären.
Dabei brachte dieser Parteitag bemerkenswerte politische und personelle Veränderungen, die an sich schon Anlaß genug für Diskussion, ja Streit hätten sein können. Von den drei auf dem letzten Parteitag gewählten Vizepräsidenten waren zwei nicht mehr erschienen. Für einen von ihnen, den Likörfabrikanten Kohut, dürfte damit die politische Karriere beendet sein. Ohnehin war er hauptsächlich auf Grund erheblicher Wirren im hessischen Landesverband zum Landes- und später zu einem der stellvertretenden Bundesvorsitzenden gewählt worden. Der andere, Dr. Heinrich Schneider, MdB und MdL, hat augenblicklich weder im Bund noch im Saarland eine Chance. Aber es bleibt abzuwarten, was aus diesem wilden Nationalisten mit nazistischer Einfärbung wird, denn es mangelt diesem „Trommler von der Saar" nicht an demagogischem Talent. Immerhin ist es der Bundespartei endlich gelungen, Schneiders Hausblatt „Die Deutsche Saar", worin bis Ende März 1962 eindeutig nationalsozialistisches „Gedankengut" zweimal wöchentlich verzapft wurde, in die Parteizeitung „Freies Wort" zu integrieren.

An Stelle von Kohut und Dr. Schneider wurden Dr. Bernhard Leverenz, der Justizminister von Schleswig-Holstein, und Wolfgang Döring MdB, zu Vizepräsidenten gewählt. Man kann sich fragen, warum ausgerechnet der Justizminister des Landes in den Bundesvorstand gewählt wurde, das in den letzten Jahren einen Naziskandal nach dem anderen erlebte. Sein Verhalten gegenüber diesen Affären, von denen die bekannteste der berüchtigte Heyde-Sawade-Schwindel ist, trug ihm den Namen „Braunschweiger" ein. Für eine liberale Partei sollte das keine Empfehlung sein.
Der Bundesschatzminister Hans Lenz (Trossingen), MdB, der allein wiedergewählte Vizepräsident, ist ein politisch bewährter und vertrauenerweckender Mann, ein Liberaler schwäbischer Prägung, der auch menschlich ungemein sympathisch wirkt, der aber leider nicht in dem Maße innerparteilich und nach außen in Erscheinung tritt, wie es die Freunde einer liberalen Partei wünschen. Vielmehr dominieren die FDP-Leute aus Nordrhein-Westfalen. Sie stellen nicht nur den Bundesvorsitzenden Mende, sondern dazu noch einen Vizepräsidenten, nämlich Wolfgang Döring, MdB. Da ist es ein schwacher Trost, daß der ehemalige hohe Hitler-Jugend-Führer Zoglmann MdB (jetzt Düsseldorf, früher Tschechoslowakei), bei den Wahlen zum Beisitzer in den Bundesvorstand durchfiel. Zoglmann stritt in seiner Hauspostille bis zum Eichmann-Prozeß jahrelang für nichts anderes als eine Generalamnestie für alle Naziverbrecher.
Ferner ist hier das Referat zu beachten, das der nordrhein-westfälische Landesvorsitzende Willi Weyer, MdL, hielt. Schon der Titel, „Grenzen des Föderalismus", ließ eine Philippika gegen den Föderalismus in der Bundesrepublik Deutschland vermuten, zumal da Weyer bereits am 28. April 1961 in Bochum in antiföderalistischen Affekt getönt hatte: „Für die FDP beginnt der Staat erst bei Deutschland". Diese Strafpredigt mutet um so sonderbarer an, als Mende und andere prominente FDP'ler immer wieder auf die erfolgreiche Beteiligung der FDP in fast allen Länderregierungen verweisen, und es Weyer einst selbst nicht verschmähte, in Düsseldorf Landesminister zu werden und als Landtagsabgeordneter zu wirken. Die Rede war die von nur geringer Kenntnis getrübte Polemik eines Mannes, der einem Landesverband vorsteht, in welchem die tonangebenden Kräfte mit der parlamentarischen Demokratie, wie sie durch das Grundgesetz definiert und festgelegt wird, offenbar kein sonderlich gutes Verhältnis haben.
Anders als in der Weimarer Republik scheuen solche Leute heute zwar den frontalen Angriff auf die parlamentarische Demokratie; stattdessen reiten sie ihre Attacken dort, wo sie glauben, eine schwache Stelle der Demokratie gefunden zu haben, und wo sie meinen, des Beifalls der Menge gewiß zu sein. Sie sind überzeugt, im Föderalismus diese schwache und unpopuläre Flanke unserer Demokratie entdeckt zu haben. In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß diese Kreise um Weyer, Döring, Zoglmann, Achenbach, Scheel etc. noch vor wenig mehr als zwei Jahren den prononcierten Verächter des Liberalismus, Heinrich Schneider, in den Bundesvorstand der Partei hineindrückten.
Walter Scheel, MdB, inzwischen zum Bundesminister avanciert, der sogar den Außenminister zu vertreten hat, verkündete die neue außenpolitische Linie der FDP: pro-atlantisch, pro-europäisch, sowohl den USA als Frankreich eng verbunden. Nicht länger war die These zu hören, Adenauer verhindere die Wiedervereinigung, die EWG vertiefe die Teilung Deutschlands und so fort. Nicht länger wurde über die angeblich verpaßten Chancen gestritten. Man muß sich fragen: Liegt ein Meinungswandel vor? Ist es Opportunismus?
Anzuerkennen ist, daß die FDP einige Bundesminister stellt, die sich mit Fleiß und Elan an die Arbeit gemacht haben. Hier sind insbesondere Finanzminister Starke und Vertriebenenminister Wolfgang Mischnick zu nennen, der sich in hervorragender Weise eingearbeitet und den Pressionen der Vertriebenen-Verbände ganz anders als seine Vorgänger Widerstand entgegengesetzt hat. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß die unter Mende geeinte und straff geführte Partei mit weiteren Erfolgen rechnen kann und vielleicht sogar zu einer liberalen Volkspartei anwächst, sofern in ihr nicht die antiföderalistischen, sondern die liberalen Kräfte tonangebend werden.

Ulrich Keitel

Im Jahre eins nach der Mauer

„SED-Professor aus dem Zug geholt"

Unter dieser Überschrift berichtete die Tagespresse im Mai dieses Jahres über die Festnahme und Ausweisung des Ostberliner Theologen D. Hanfried Müller. Seine Ausweisung aus der Bundesrepublik wurde laut dpa-Meldung vom 21. Mai 1962 folgendermaßen begründet: „Nach Angaben des Innenministeriums war er früher Sekretär der verbotenen kommunistischen Jugendorganisation FDJ in Göttingen und soll heute SED-Funktionär in Ostberlin sein. Das Ministerium habe keine Ursache, sagte ein Sprecher in Hannover, solchen Funktionären die Möglichkeit zu geben, in Veranstaltungen in der Bundesrepublik SED-Propaganda zu betreiben."

In der Tat: Bis zum Ende seiner Göttinger Studienzeit (1950) war Müller Mitglied, aber niemals Sekretär der dortigen FDJ-Hochschulgruppe. Die FDJ war damals noch nicht verboten. Müller ist und war nie Mitglied der SED, geschweige denn Funktionär. Er gehört heute überhaupt keiner politischen Organisation an und ist lediglich Mitglied in einigen theologischen und kirchlichen Arbeitskreisen. Bekannt wurde er durch seine auch in der Bundesrepublik erschienene umfangreiche systematische Darstellung des Werkes von Dietrich Bonhoeffer.

Fragt man nun nach der Rechtsbasis des Ausweisungsbescheides, lassen sich zwei „Begründungen" beibringen. Erstens: Er ist als lästiger Ausländer abgeschoben worden. Dazu gäbe es eine juristische Handhabe. Man würde dann allerdings Pankows Zwei-Staaten-Theorie anerkennen müssen und den Artikel II Abs. 1 des Grundgesetzes verletzen, der allen Deutschen, also auch „DDR"-Bewohnern das Recht der Freizügigkeit innerhalb der Bundesrepublik einräumt (bestätigt durch ein Urteil des Bundesverfassungsgerichtes vom 7. Mai 1953). Da Müller keiner der im Bundesgebiet verbotenen verfassungswidrigen Organisationen angehört, er lediglich über kirchliche und theologische Themen sprechen wollte, ist eine Einschränkung der Freizügigkeit nicht vertretbar. Eine andere „Begründung" hätte das vom Bundestag im vergangenen Jahr abgelehnte Reisegesetz liefern können. Aber es ist gerade deswegen nicht Gesetz geworden, weil der Bundestag sich nicht die Methoden der „DDR"-Regierung aufzwingen lassen wolle, durch Gesetze den freien Reiseverkehr innerhalb Deutschlands einzuschränken.

Unklar bleibt deshalb, welche gesetzliche Grundlage nun eigentlich zur Ausweisung Müllers geführt hat. Man wird auf eine Bekanntgabe der Gründe durch das Bundesinnenministerium gespannt sein dürfen. Bisher wurde lediglich publik, daß Bundesinnenminister Höcherl nicht informiert gewesen sei. Sicher dürfte jedoch sein, daß er heute davon weiß. Eine amtliche Erklärung steht freilich noch aus. Unerfreulich sind die vom Bundesgrenzschutz praktizierten Methoden: Müller wurde bereits in Helmstedt erwartet, obwohl seinem Besuch nur ein privater Briefwechsel vorausging. Das ist vielleicht mit dem in der Bundesrepublik geltenden Briefgeheimnis zu erklären. Mit dem Hinweis „man führe nur Weisungen vorgesetzter Stellen aus", wurde jegliche Begründung verweigert. Eine sofortige persönliche Beschwerde beim Innenministerium wurde nicht gestattet. Auch eine Benachrichtigung der Gastgeber ließen die Grenzschützer nicht zu.

Eingeladen hatten das „Politische Seminar Freundschaftsheim Bückeburg", die „Bekenntnisgemeinde Westfalen", die evangelische Studentengemeinde Darmstadt, sowie andere kirchliche Kreise. Müller sollte über die Themen „Weg der Kirche in der marxistischen Umwelt" und „Glauben und Wissen", also über sein Fachgebiet, referieren. Es gibt wohl kaum einen Grund, der gegen ein solches Gespräch ins Feld geführt werden könnte.

Bei Müller jedoch fand man noch ein ganz besonderes Haar in der Suppe: Die Opposition Müllers zur Berlin-Brandenburgischen Kirchenleitung. Er ist in der Tat ein scharfer Opponent von Bischof Dibelius. Aber damit steht er nicht allein. Sollte der Staat daraus ein Recht ableiten, mit seinen politischen Maßstäben messend, ihn einer unpassenden Meinung bezichtigen und ihn deshalb ausweisen dürfen? In der DDR diffamiert man Christen, die eine nicht genehme Meinung vertreten, als Nato-Christen. Hat diese bequeme Methode abgefärbt, daß man unbequeme Christen als SED-Funktionäre hinstellt, als Propagandisten des Stalinismus? Für wie naiv hält man den Staatsbürger, daß man ihm nur geistige Schonkost gönnt, und für wie „fürsorglich" hält sich der Staat, daß er darüber befinden darf, welcher Christ in kirchlichen Kreisen sprechen darf und welcher nicht? Wo bleibt das Recht zur freien Meinungsäußerung (Art. 5 GG) und der Informationsfreiheit? Daß Müller es verletzen wollte, muß man ihm erst nachweisen. Daß man der Einheit der evangelischen Kirche in Deutschland einen sehr schlechten Dienst erweist, daß man fatale Erinnerugnen an die rechtswidrige Ausweisung von Präses Scharf beschwört, indem man Ulbricht billige Argumente liefert, unbequemen westdeutschen Christen die Einreise zu verweigern und sie, mit irgendeinem der Staatsraison passenden Etikett versehen, abzuschieben, das alles scheint man im rheinischen Bonn nicht zu merken.

Oder beginnt man im Jahre 1 nach der Mauer auch hierzulande zu begreifen, wie vorteilhaft Mauern für jede Regierung sein können?

Klaus Schmidt

Das Schweigen auf dem Forum

Am 9. Dezember 1961 begab sich der Göttinger Dozent Dr. Ernst Röhrig, zu einem kurzen Besuch in Berlin eingetroffen, in den Ostsektor der Stadt. Er erhielt einen Passagierschein, traf sich sich mit einem Bekannten, — und kam bis heute nicht zurück.

Röhrig ist vierzig Jahre alt. Er verlor im Kriege einen Arm, studierte nach Kriegsende, promovierte 1950 und gilt als international hervorragender Experte für Forstwissenschaft. Er ist seit August 1961 verheiratet. Seine Frau weiß nur, daß er einen mitteldeutschen Fachkollegen besuchen wollte — zu einem Gespräch, wie es Wissenschaftler in aller Welt führen, ohne freilich verschleppt zu werden.

Im Januar dieses Jahres nahm der Bonner Student Engelbert Nelle an einem wissenschaftlichen Seminar in Westberlin teil. Er hätte besser unterlassen, eines Nachmittags den vermauerten Teil der Stadt aufzusuchen, denn auch er ist nicht zurückgekommen. Nelle war Vorsitzender der Katholischen Deutschen Studentenvereinigung (KDSE). Er soll inzwischen zu einer hohen Zuchthausstrafe verurteilt worden sein.

Zwei Beispiele, willkürlich herausgegriffen und beliebig ergänzbar. Zwei Beispiele, die für viele stehen. Zweimal Martyrium, Grauen und Terror: von Deutschen an Deutschen verübt.

Zwei Beispiele, die nachdenklich machen. Zwei Beispiele, über die — von zwei, drei kurzen Meldungen abgesehen — sich die deutsche Studentenpresse ausgeschwiegen hat. Durch Schweigen salviert und den Protest anderen überlassen hat. Für Röhrig mußten dessen Göttinger Kollegen sprechen, für Nelle die Freunde in der KDSE.

„Die Eigenschaft, mit Vorliebe und erheblicher Vehemenz an Tabus heranzugehen, diese zu untersuchen und wenigstens für einen kleinen Raum zu erschüttern: Algerien, Oder-Neiße-Linie, Vertriebenenverbände und Nationalismus usw." (Breier) sei „kennzeichnend für Selbstverständnis und Haltung der gesamten deutschen Studentenpresse", wird immer wieder versichert. „Ihr ständiges Experimentieren, Provozieren, Kritisieren" sei „dafür der beste Beweis" (Figge).

Die Studentenzeitungen tun recht daran. Der kritische Habitus schlägt aber in humanitäres Geschwafel, moralisches Engagement in zynische Provokation um, wenn sie mit unbewußter Automatik funktionieren, dem Betreffenden partiell die Sprache verschlagen, das eine Ohr verschließen und ein Auge bedecken lassen. Was heißt da noch „links"? „Die entscheidende geistige und politische Initiative der Linken ist zu allen Zeiten und in allen Gesellschaftsformen vom Protest gegen das Bestehende ausgegangen, von dem schließlich überschwellig werdenden Unbehagen, daß ‚etwas faul im Staate Dänemark' sei" (Schulz). Ist die Verschleppung Röhrigs, die widerrechtliche Einkerkerung Nelles etwa kein Zeichen dafür, daß „etwas faul im Staate Dänemark" ist?

Eintausendvierhundert Studenten sind in der „DDR" seit dem 13. August des vergangenen Jahres vom Studium ausgeschlossen worden. Die Kommilitonen Lünser und Wohlfahrt wurden brutal ermordet. Die Verhaftungen, Verurteilungen und Verschleppungen von Professoren und Studenten aus politischen Gründen mehren sich.

Der VDS klagt an und will die Weltöffentlichkeit wachrütteln.

Der VDS habe damit „das obligate Anti-Ost-Soll" (konkret) erfüllen wollen, schreibt eine west(!)deutsche Studentenzeitung. Sie schlägt sich auf die Seite derer, die „nur in einer Richtung heldenhaft sind, die nur in einer Richtung Zeugnis ablegen" (Morin).

In einem Leitartikel dieser Zeitung lesen wir zum 13. August:

„Wut. Verzweiflung. Haß. Die Tränendrüsen stehen weit geöffnet. Die Klischees mit dem über die ganze BILD-Seite laufenden Stacheldraht lagen schon bereit. Die professionellen Heulsusen und Klageweiber des Springer-Konzerns, die für 4000 Mark im Monat täglich Gefühle absondern, schreien wie am Spieß: Am dritten Tage waren die Pin-up-Girls auf der Titelseite wiederauferstanden. Selbst Ulbrichts Stacheldraht ist keine ewige Garantie für guten Umsatz . . . Die Russen haben in Berlin den Hebel angesetzt. Das ist die Ursache für die Berlin-Krise. Die anderen, von den Russen genannten Ursachen (Agententätigkeit, Spionage usw.) würden allein noch keine Krise gegeben haben. Ebenso unglaubwürdig ist die Begründung der Spaltung Berlins mit Kinderlähmung und Menschenhandel, statt den wahren Grund zu nennen, nämlich die Staatsräson der DDR, des einzigen Ostblocklandes, ja des einzigen Staates in der Welt überhaupt, der bis dahin eine offene Grenze hatte und wirtschaftlich auszubluten drohte . . ."

So kann man das also auch machen! Das unsägliche persönliche Leid, das der verbrecherische Mauerbau für einige Millionen Menschen bedeutet, wird mit erbärmlichen Zynismus abgehandelt. Diese Musik muß den Baumeistern der Mauer gar wohl im Ohre liegen.

„Seit dem 13. August 1961 gibt es für die Linke in aller Welt, insbesondere aber in den westlichen Ländern kein moralisches Alibi mehr für einen Flirt, nicht einmal für eine stillschweigende Tolerierung oder auch nur gelassene Interpretation des Kommunismus. Die Linke muß endlich auch vor ihrem eigenen Gewissen die letzten Reste einer Nabelschnur durchschneiden, die von einem immensen und großartigen geistigen Entwurf ihren Ursprung nahm, um in unserem Jahrhundert in einem riesigen Machtbereich schließlich ein Ungeheuer zu produzieren" (Schulz).

Diejenigen, die sich über Angola, Spanien oder Algerien entrüsten, sind — kommt die Rede auf Deutschland oder auch nur Kuba oder Goa oft merkwürdig stumm. Auf solch doppelbödige Moral aber kann man nicht bauen.

Rolf Freienohl

McGille

Der Vertriebenenpolitiker Alfred Gille hat in Kiel den Mund aufgerissen. Nicht um über seine politischen Fähigkeiten zu gähnen. Gille, Fraktionsvorsitzender der Gesamtdeutschen Partei im Kieler Landtag und Sprecher der ostpreußischen Landsmannschaft, sprach auf dem GDP-Landesparteitag. Warum hat er den Mund aufgerissen? Weil er dafür bezahlt wird, weil es sein Beruf ist. Flüchtling zu sein ist nicht länger ein dumpfes Schicksal, sondern ein Kalkül, worin die Unbekannten durch Geschäftssinn ersetzt worden sind. Die Lösung der Frage, wie aus dem ‚verlorenen Alles', an dessen Stelle das Nichts getreten ist, Geld herauszuschlagen ist. Was hat der professionelle Flüchtling Gille gesagt? „Ich hätte nichts dagegen, daß alle Verzichtspolitiker hinter Gitter kommen." So hat er es gesagt, präzis und grammatikalisch falsch.

So nämlich wäre der Satz richtig: Ich hätte nichts dagegen, wenn alle Vertreibungspolitiker hinter Gitter kämen; denn so, wie ihn der Vertriebenenpolitiker Gille formuliert, suggeriert der Satz, daß alle Verzichtspolitiker hinter Gitter kommen werden, daß es gesetzliches Unrecht geworden ist, und daß er nichts dagegen hätte. Zwar müßte es besser heißen: dagegen habe, aber man kann von einem Mann, der Vertriebenenpolitik macht, nicht verlangen, daß er richtiges Deutsch sprechen kann. Auf McCarthys Spuren sitzen eben solche, die sich ihrer Nullität öffentlich Beifall zollen lassen.

McCarthys Losung ist auf den Vertriebenenpfaden nicht vertrocknet, sie beginnt zu stinken. Gille ist einer von vielen, die auf den Geruch gekommen sind. Er will, daß Vernünftigere als er seinen rosaroten Traum hinter Gitter ausräumen sollen, damit er weiterschnarchen kann. Man sollte ihm entgegenhalten, daß seine Gefängnispolitik am verlorenen Kirchtum angesiedelt ist und nicht realisierbar ist. Wo ein Gille ist, ist noch lang kein Gefängnis leer.

Weil ein kleiner Ostlandritter seinen Verstand verloren hat, sollen andere, die lieber verzichten als zuzulassen, daß auf sie verzichtet wird, ihre Freiheit verlieren; weil er landsmannschaftliche Phrasen zusammenkehrt, sollen andere dafür Tüten kleben; weil er die Zeit verschlafen hat, sollen andere im Gefängnis aufwachen.

Was hat er eigentlich gegen die „Verzichtspolitiker"? Es sind im Grunde nur die, denen ein Verzicht auf McGille und Anhang leicht fällt.

Daniel Dachs

DISKUS-DOKUMENTE

Stellung des VDS zur FDJ

Der Verband Deutscher Studentenschaften bekennt sich nach wie vor zur Einheit Deutschlands und protestiert gegen die Unterdrückung eines Teiles des deutschen Volkes.

Der Verband Deutscher Studentenschaften klagt die durch die Sowjetunion gestützten Machthaber in Mitteldeutschland an

- der Ermordung von Deutschen, die selbst die lebensgefährliche Flucht einem Verbleiben in der SBZ vorzogen,
- der Ermordung der Kommilitonen Lünser und Wohlfahrt,
- der Verhaftung, Verurteilung und Verschleppung von Professoren, Assistenten und Studenten aus politischen Gründen,
- der Unterdrückung der Freiheit von Forschung und Lehre,
- der Einführung von Zulassungs- und Studienbedingungen an den Universitäten im Sinne der Staatspartei SED,
- der Einführung von politischen Pflichtvorlesungen und politischen Zwangsexamina,
- der Einführung von obligatorischen militärischen Ausbildungsgängen in Verbindung mit dem Studium,
- der Abschaffung der freien Wahl des Studienortes, der Studienrichtung und des späteren Arbeitsplatzes,
- der Entfernung vieler Kommilitonen von den Hochschulen in der SBZ und ihrer Zwangsverpflichtung zu studienfremder Arbeit,
- mehr als 1400 Studenten aus Ostberlin und der SBZ nach dem 13. August 1961 die Fortführung ihres legalen Studiums an den Hochschulen Westberlins zu verwehren und sie von jedem weiteren Studium auf unabsehbare Zeit auszuschließen.

Alle diese Maßnahmen hat die staatliche Jugendorganisation FDJ gebilligt; an den meisten war sie maßgeblich beteiligt.

Daher klagt der Verband Deutscher Studentenschaften die Funktionäre der staatlichen Jugendorganisation FDJ an

- sich völlig in den Dienst der Staatspartei SED gestellt zu haben,
- gegen die Interessen der mitteldeutschen Studenten zu handeln,
- seit 1948 systematisch jeden Versuch der mitteldeutschen Studenten zu unterdrücken, sich durch freie und geheime Wahlen eine legitime Vertretung zu geben.

Angesichts dieser Tatsachen bestreitet der VDS erneut der FDJ das Recht, als legitime Vertretung der mitteldeutschen Studenten aufzutreten. Er bekundet seine Entschlossenheit, allen Bestrebungen dieser Organisation entgegenzutreten.

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz) Telefon: 23633 und 25264

Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik, Medizin, Naturwissenschaften

Universitätsbuchhandlung

Blazek & Bergmann

Nach Berlin

reisen Studenten

billiger mit

Bus - Fahrten

Frankfurt - Berlin **DM 18,80**

Studentenflüge

Frankfurt - Berlin **DM 45, -**

Auskünfte bei Ihrem AStA oder direkt bei

ARTU Internationaler Studentischer Austauschdienst Bln-Charlottenburg Hardenbergstr. 9 Tel. 323442 **BERLIN e. V.**

DISKUS in Frankfurt

1962 · Juli · 12. Jahrgang

Ausguß des deutschen Geistes

Sudetendeutsche Pfingsten in Frankfurt: „Durch Recht zum Frieden" — Selbstbestimmung selbst bestimmt

von Heimo Claasen

I.
Umstände

Sie kommen direkt aus dem „böhmisch-mährisch-sudetenschlesischen Raum", steigen dem Schaffnergebrüll entgegen, falsch durch die Mitteltüren, in die Groß-Raumwagen der Frankfurter Straßenbahn. Schwitzen. Sie überfallen die Kontrolleure am Eingang des Messegeländes, die Kongreß-, Fest- und Messehallen, die Wurst-, Bier- und Eisbuden und konsumieren: 4 Ausstellungen (davon 1 über Goethe), 5 Pontifikalmessen resp. Gottesdienste (davon 1 ev.), 6 Vortragsveranstaltungen, 4 Tagungen, 6 Feierstunden resp. festliche Eröffnungen, zirka 20 Volkstums-, Turn- und Singveranstaltungen, 1 Kranzniederlegung (Dem Deutschen Soldaten), 1 Hauptkundgebung, 80 000 Liter Faßbier, 60 t Flaschenbier, 90 000 Tüten Milch, 800 000 Flaschen Limonade (einschl. Cola), 170 000 Paare Würstchen, 32 000 halbe Hähnchen; außerdem: Kasperl- u. a. Theateraufführungen, Senf, Fahnen, Kultur, Festabzeichen, Aufrufe, Bekenntnisse, Speiseeis, Fackeln, Morgenfeiern, Malzkaffee, Grundsatzreferate, Prospekt-, Programm-, Toiletten-, Zeitungs-, Brief-, Kunstdruck- und Serviettenpapier, Gutscheine für den „Deutschen Jungendienst — Monatsschrift der Vaterländischen Jugend" („ein Damm gegen Schmutz, Überfremdung und Schund") u. a. m.

Die Reste all dessen bedecken das gesamte Messegelände, und nur das Umherstampfen der versammelten Sudetendeutschen, von den mit Funktelefon ausgerüsteten Hilfswilligen des Technischen Hilfswerks und entschlossenen Ordnungskräften der „Sudetendeutschen Jugend" dirigiert, verhütet den Untergang der „feierlichen Würde" im Übermaß des Massenabfalls. Jedoch: „Laßt Euch deshalb nicht entmutigen, denn wir streiten für ein erhabenes Ziel." (Dr. Rudolph Lodgman von Auen, Altsprecher der „Sudetendeutschen Landsmannschaft.")

II.
Höhepunkte

Der Sudetendeutsche „Tag" dauerte vom 2. bis zum 11. Juni, begann mit Goethe (Ausstellung: derselbe in Böhmen) und endete mit einer römisch-katholischen Pontifikalmesse im Hohen Dom zu Frankfurt. Aber die 400 000, die Frankfurt überfüllten — mit 250 000 hatte man gerechnet —, kümmerten sich nicht um die offiziell propagierte Seriosität, sondern setzten sich an den mit Bier- und Limonadeflaschen behäuften Tischen zusammen und klönten über Rübezahl, Opas Rheumatismus und Muttis Erlebnisse in Italien. Es mußte also etwas geboten werden: „Hauptkundgebung".

„Es geht heute" — der „Sudetendeutschen Landsmannschaft" — „um die Schaffung einer föderativen Völker- und Staatenordnung in Mitteleuropa", sagte ihr Sprecher Seebohm, und er redete gegen die „kleindeutschen Geschichtsbetrachtungen so mancher westdeutscher Historiker" an, schließlich habe es ja auch ein römisch-deutsches Reich gegeben, dessen „Länder- und Völkergemeinschaft" über Böhmen, Mähren und Österreich bis nach Ungarn und Kroatien gereicht habe, und außerdem hätten 1848 33 deutsche Abgeordnete aus Böhmen, Mähren und Schlesien in der Paulskirche gesessen.

„Europäische Neuordnung" zum „Europa der Völker", das sind — vielmehr noch als die traditionellen Formeln wie „Heimatrecht", „Wiedervereinigung mit den ostdeutschen Gebieten", „Rückkehr in die Heimat des böhmisch-mährisch-sudetenschlesischen Raumes" — die heute gültigen Leitphasen der sudetendeutschen landsmännischen Politiker. So, wie die Bundesrepublik die Rechtsnachfolge des Deutschen Reiches in Anspruch nimmt, berufen sie sich darauf, als „Vortrupp für eine Neuordnung Europas" die völkischen Interessen wahrzunehmen. Und nachdem vor nun fast zwei Jahren — im Anschlußkonkurs am Ende der Aera Dulles, im Windschatten der Vorschläge von Jaspers und Martini — die Bundesregierung die Plakate für die unmittelbar bevorstehende Wiedervereinigung eingerollt hatte, sie schon vorher auf Grund widriger Umstände außerhalb Westdeutschlands die perfekte Integration Westeuropas aufgegeben hatte, und zur Formel der nach Fu[illegible]onen parallel geschalteten Westorganisa[illegible]en wie Montanunion, EWG und NATO übergegangen war, konnten sich die Großen von Bonn und die gerne Großen aus dem Sudetenraum entgegenkommen: „Heimweg über Europa", heißt beispielsweise ein programmatischer Artikel in der „Sudetendeutschen Zei[illegible]" zu Pfingsten, worin Wenzel Jaksch, prominentester SPD-Sudet, die Getreuen seiner „Volksgruppe" auffordert: „Wir müssen an der Integration Westeuropas mitarbeiten und dürfen das Interesse an den Völkern Ostmitteleuropas nicht erlahmen lassen. Es gilt eine neue weltpolitische Großwetterlage vorzubereiten, in der auch dem deutschen Volk ein gerechter Friede nicht vorenthalten werden kann." Und Sprecher Seebohm, immer noch Bundesverkehrsminister, gab anläßlich des organisatorischen Höhepunkt des „Tages" kund: „Weil wir an die Völker glauben, wollen wir aus ihnen ein neues Europa entstehen sehen. Es ist diese Aufgabe, die für die Sudetendeutsche Landsmannschaft in Zukunft wichtig ist." In diese Zukunft sollte auch die Parole des „Sudetendeutschen Tages" weisen: „Durch Recht zum Frieden". Was allerdings nicht weniger als die völlige Beseitigung der Tatsachen bedeutet, u. a. die „Neuordnung" des Tschechoslowakischen Staates, dessen Einwohner nach Meinung der Sudetendeutschen allesamt in bitterster Sklaverei leben, und die deshalb befreit werden müßten (mit „friedlichen Mitteln" selbstverständlich) — wobei sie ja auch die „Selbstbestimmung" bekommen, denn dann dürfen die Sudetendeutschen wieder im „böhmisch - mährisch - sudetenschlesischen Raum" selbst bestimmen. Bis dahin kann nur ein tapferer „Rechtskampf" geführt werden; „Durch Recht zum Frieden" ist infolgedessen nicht so zu verstehen, daß bis zur geforderten „Wiedergutmachung des Unrechts der Vertreibung" zwischen der Bundesrepublik und der CSSR Krieg herrsche.

III.
Nebeneffekte

Pfingstsonntagabend. Der Gaststättensaal der Kongreßhalle auf dem Messegelände ist vollgestopft: altgediente bunte Mützen, Ehefrauen, heiratsfähige Töchter, Transpiration —, „Sudetendeutscher Hochschulabend". Studenten zeigen sich: Chargierte im bunten Kostüm. Nur dem kurzzeitig polternden Sudetensprecher Seebohm gelingt es, akustisch bis zu den Hinterbänklern vorzudringen („in diesem Jahr hätten erstklassige amerikanische Kongreßabgeordnete und Senatoren kommen können, die wir eingeladen haben — wenn die Volksgruppenabgaben nicht so kläglich gewesen wären!" Kassenebbe also, wegen mangelnder Beitragszahlung). Was sonst noch vorgetragen wird, erstickt im Gesprächspegel, und unter Bierflaschen- und Gläsergeklirr. Die Kellner bleiben Sieger.

Studenten? Also gut, Studenten: Die Frankfurter „Prager Burschenschaft Arminia" — die Hochwohllöbliche (Selbstbezeichnung) —, ist vertreten. Die „Alte Prager Landsmannschaft Hercynia im CC", die „Akademische Gemeinschaft Wallenstein" (al[illegible] inzige ohne Wichs, und deshalb nicht ganz ernst genommen), und aus anderen Hochschulorten auch noch einige. Die einzelnen Abordnungen werden aufgerufen. Dürfen sich erheben, ihre Kostüme zeigen. Sie führen die Rechte stumm an den Schädel. Setzen sich wieder. Irgendwann erhält ein bescheidener Student (Akademische Gemeinschaft Wallenstein) Gelegenheit, Worte des Dankes zu sagen, dafür daß er sprechen dürfe. Im übrigen gilt für die Studiker, wenn sie überhaupt beachtet werden, das nörgelnde Geplapper der Alten: „Nur wenige der heutigen jungen Generation wissen, daß es den in Prag studierenden Studenten kaum vergönnt war, ihr Studium in aller Ruhe und in Burschenherrlichkeit zu verbringen; immer wieder störten sie völkische, kriegerische und geistige Kämpfe und Angriffe" (Ex-TH-Rektor Professor Dr. Bunteloh).

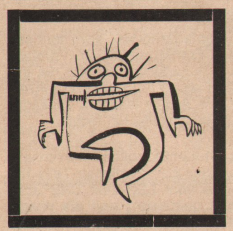
IV.
Zukunftsgaranten

Die „großartige Dokumentation des Akademischen in der Volksgruppe" (Seebohm) befriedigte zwar vollauf, doch die Akademiker, von jeher schon durch Intellektualismus gefährdet, können kaum die Bedürfnisse der Organisation an Nachwuchs für den Funktionärskader und die Anforderungen an Charakterstärke zum „politischen Wollen" erfüllen, da reicht die Tradition nicht alleine, es müssen „Ideale" aktiviert werden. Die Sudetendeutsche Landsmannschaft hat, zynisch imitiert, eine „Jugendbewegung" organisiert.

Die „Jungen und Mädel" der „Sudetendeutschen Jugend (SJ)" sind in Kluft — kurze Hose, Grauhemd, schwarzes Halstuch — und „Dirndl" gekleidet, sie dürfen auf Fahrt gehen, Lagerfeuer anstecken, Fahnen und Trommeln tragen, Zelte aufbauen (für die Mädchen baute allerdings die Bundeswehr beim „großen Zeltlager hinter dem Messegelände"), Fackeln anbrennen, Pfadfinderlieder singen, basteln und werken (Modelle von sudetenschlesischen Bauernhöfen, mährischen Kirchen und böhmischen Dörfern), Ostkunde treiben und „Bekenntnisse" abgeben:

„Wir Mädel und Jungen und wir von der jungen Generation haben uns in der schwersten Zeit des Sudetendeutschtums zu unserer Volksgruppe bekannt. Wir sind bereit, den Rechtskampf um die Jahrtausende alten Siedlungsgebiete der Deutschen in Böhmen, Mähren und Sudetenschlesien, sowie um die gesamten deutschen Ostgebiete in die Zukunft zu tragen. Wir werden diese Aufgabe nur im Einvernehmen mit dem tschechischen Volk lösen können, und zwar im Sinne eines vereinten Europas, dessen gottgewollte Bausteine die Völker sein sollen . . . Weil wir in den Völkern gottgewollte Bausteine einer übernationalen Ordnung sehen, wollen wir echtes Volksbewußtsein, aber keinen Nationalismus. Wir wollen gemeinschaftsgebundene Persönlichkeiten, aber nicht die zügellose Freiheit des Einzelnen." (Und die Tschechen, zur Mehrzahl wohl gute Kommunisten mittlerweile, wollen auch weder die zügellose Freiheit einzelner Sudetendeutscher, noch selbst Bausteine eines völkischen Gottes sein, der ja möglicherweise die Spielzeugbauten wieder umschmeißen kann, wenn ihm die ganze Richtung nicht paßt.)

Die Fixierung auf die künstliche „Blaue Blume", die den durch die SJ organisatorisch bewegten Jugendlichen von oben vor die Nase gehalten wird, nämlich auf die Fiktion eines „Europa der Völker" (und nicht: der freien Individuen) muß natürlich den Steppkes und Gören, die in ihrer jetzigen — und für sie wirklichen — Heimat Westdeutschland die jeweiligen Lokaldialekte beinahe besser beherrschen als ihre Eltern deren ehemalige, erst mühsam anerzogen werden. Und die Vermittlung des richtigen Sudetendeutschtums wird infolgedessen auch erst dann perfekt, wenn die vorbearbeiteten jugendlichen Objekte, eingebettet in die Masse der 400 000 und deren unpolitische Familiengespräche, anläßlich eines „Sudetendeutschen Tages" das rechte Bewußtsein bekommen: „Wir von . . ."



spontane Sudeleien spontane Sudeleien spontane

Sirius:

Man faßt sich zuweilen erschüttert ans Hirn, hüllt sich in das dünne Laken der Geduld, in der Hoffnung, der Lehre des Zenbuddhismus um etliche Stadien näherzukommen, bis man dann durch das Studentenhaus geht und über ganze Berge papiernen Exhibitionismus stolpert. Da berichtets, usurpierts, intrigierts, fließen **spontane** Gelder, um den **Kummer** über die linke „Misere", die nicht rechts, und über die rechte Misere, die sich zu einer linken nicht bequemen kann zu überspielen, da hätschelts um gehätschelt zu werden, da verströmt sich die Zeit, deren Aufwand gigantische Räume einnimmt. Aus ist's mit Zen.

Aber lassen wir den gedruckten oder hektographierten Faltblättern, nennen sie sich nun **spontan** oder **ISSF-Berichte** ruhig ihr Recht auf Strip Tease. Es kann hier nicht um die Ingredienzen dieser **Organe** gehen, an die Hand anzulegen man sich scheut, sondern um deren Form.

In Deutschland gibt es einen Typus, dem der Besitz einer Schreibmaschine zum Übel gereicht, weil er damit nichts anzufangen vermag. Er tippt, tappt und toppt auf ihr herum, um an den Produkten dieses Tuns zu beweisen, daß er eine Fremdsprache, das Deutsche, nur unvollkommen beherrscht.

Sirius ist durchaus nicht vollkommen, man zeiht ihn zu recht eines Lasters: er tötet gerne, liebevoll und voll Behagen tötet er **Sprachschluderer;** selbst auf die Gefahr, sich täglich dem Selbstmord gegenüber zu sehen.

Sprache ist Vehikel, um Ideen zu vermitteln, Gedanken auszusprechen. Wer sich dieses Vehikels nicht zu bedienen weiß, verdient es, daß man ihm seine Absichten so gehörig um die Ohren schlägt, daß ihm der Beruf eines städtischen Gärtners in elyseischem Licht erscheint. Was soll das Stolpern, Straucheln? Seit wann gehört es zum guten Ton, formale Impotenz so sichtbar auszubreiten, daß sich zu den täglichen Unbilden des studentischen Daseins permanenter Brechreiz gesellt? Wer nimmt sich überhaupt die reichlich asoziale Frechheit heraus, harmlosen Zeitgenossen ein Leben mit dem Brechreiz zuzumuten?

Sirius ist der Meinung, daß diese Universität der Einrichtung einer Exekutionsanlage so dringend bedarf wie der Erweiterung der im Bau befindlichen Mensa. Dann erst wäre Ruh!

Jugoslawien

„Staat zwischen Ost und West": ein schwieriges, interessantes Thema, das der WUS am 7. Juni erörtern wollte; so dachte man. Doch, erörtern? Keine Spur. Politik? Schon gar nicht. Statt dessen: 20.15 Uhr. Trickfilm „Wir sind alle Brüder" (Weltweite Verbrüderung, aus der Perspektive des inneren Schweinehunds, der immer dagegen ist). 20.30 Uhr. Kulturfilm über die Schätze Jugoslawiens (hatte mit dem Thema des Abends nur im Titel etwas zu tun). 21.15 Uhr. Referat (Verlesung einiger Lyrikversuche junger jugoslawischer Dichter; gewollte Excesse). 21.55 Uhr. Diskussion (Das Thema! — Die Zeit war um).

Fazit: Ein Absetzen des Themas vom Programm würde eine Lücke hinterlassen haben, die es ersetzt hätte. rdt

Kultur

Langsam kommt der billige Jakob: die Kultur an unserer Universität wird ausverkauft. Nicht mehr als fünfzig Studenten saßen im Festsaal des Studentenhauses, als die Studiobühne, die neue bühne und das Filmstudio in einer Werbeveranstaltung einige Proben ihrer Arbeit gaben. Fünfzig! Aus. Nicht einmal der Eskostet-ja-nichts-Standpunkt wurde bezogen. In der Manier geiststrotzender Erhabenheit sah man lässig über die „Reklame" hinweg. Ein dünner, erbärmlicher Ausdruck bildungsschwangerer Intelligenz. Naja, es ist aber wirklich wahr: Kultur lenkt vom Studium ab und verdirbt das Pseudowissen. Hochmut, du hast gesiegt; die schöne Stultitia ist mit dir im Bunde. rdt

Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstr. 133
Zentrale: Steinweg 3
Ruf 2 66 41, 68 76 44

Peter Naacher

Bücher für Ihr Studium · Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

Foto **WAGNER** berät Sie in allen Foto-u. Kinofragen
FRANKFURT/M · BOCKENHEIMER WARTE · RUF 771657
Nur 1 Minute von der Universität!

Ein voller Bauch studiert nicht gern

Jeder Kleinhandelsverband hält es von Zeit zu Zeit einmal für nötig, die Preise anzuheben. Er hält es dann aber auch für nötig, neben einem diskreten Hinweis auf die Tatsache der Preiserhöhung dem verehrten Publikum die Gründe für den außergewöhnlichen Schritt nahezubringen. Die sind dann meist sehr plausibel, seit anderthalb Jahrzehnten bestens erprobt, die Käuferschaft mosert ein bißchen, aber sie zahlt. Die leichte Geste mit dem Seitenblick auf die erhöhten Lohnforderungen vollbringt da Wunder. Sie erzeugt Mitgefühl, sie bittet um Verständnis; appelliert ans gute Gemüt und schielt nach dem Geldbeutel. Aber daran sind wir gewöhnt. Das nimmt niemand mehr krumm.

Unwillen jedoch erregt stets eine Vorgehensweise, wie sie in letzter Zeit vom Frankfurter Studentenwerk praktiziert wird. Und das mit Recht. Herr Klostermann ließ bereits in der letzten Ausgabe des DISKUS seinem Unmut darüber freien Lauf. Stillschweigend nämlich, sozusagen über Nacht, zogen die Mensapreise zu Beginn des Semesters an; den überraschten Studenten präsentierte sich eine gründlich veränderte Speisekarte. Kein Kommentar, keine Erklärung, nur die leise Aufforderung, fürderhin den halben Hahn zum Beispiel mit 2,50 Mark statt 2,20 Mark zu bezahlen. Hätte sich mancher nicht daran erinnert, daß Hähnchenessen früher einmal billiger war, die Teuerung wäre unbemerkt geblieben, so verstohlen kam die Inflation geschlichen. So aber offenbarten sich jene 2,20 vom Vorsemester als Einführungspreis. Zugleich zeigte sich nur zu deutlich die Tendenz der Mensabetriebe, sich dem allgemeinen Preisniveau anzugleichen.

Das macht sich nun nicht nur beim Hähnchen bemerkbar. Wenn es nur darum ginge, wäre dem ganzen wenig, eigentlich keine Bedeutung beizumessen. Aber mit den halben Hähnchen wurden auch etliche „Standard"-Essen um einiges teurer. Bei der vergleichsweise geringen Auswahl an Gerichten bedeutet das für viele Studenten eine erhebliche finanzielle Mehrbelastung. Der Versuch, diesen Kommillitonen das Mensaessen noch schmackhaft zu machen, wird sicher nur unvollkommen gelingen, wahrscheinlich gar nicht. Denn ein Vergleich zwischen der Mensa und den umliegenden Gaststätten zeigt, daß das Angebot des Studentenwerks kaum preiswerter, dafür aber um vieles langweiliger ist. Die Komplizierung des Apparates läßt die Mensabetriebe den Konkurrenzkampf gegen die Speiserestaurants verlieren.

Denn diesen kommt zugute, das es meist Familienbetriebe sind. Sie haben dadurch, verglichen mit dem Studentenwerk, natürlich niedrige Personalkosten. Immerhin jedoch werfen sie einen Gewinn ab, was von den Mensen nicht erwartet wird und ihrem Charakter einer sozialen Institution widerspräche. Das Studentenwerk ist vielmehr nur gehalten, die Selbstkosten zu erwirtschaften, und selbst das trifft nur bedingt zu; denn das Stammessen wird staatlich subventioniert.

So bleibt es bis jetzt unerfindlich, warum eine so große Anzahl von bisher preisgünstigen Gerichten teurer wurde. Das Studentenwerk ist eine Erklärung jedenfalls bislang schuldig geblieben.

Eine Verteuerung der Naturalien kann die Ursache nicht sein. Außerdem bietet sich in allen Fällen der Vergleich mit den um die Universität liegenden Speisegaststätten an, bei denen die Preise stabil blieben. Hier einige Beispiele: Zwei Spiegeleier mit Beilage kosten in der Mensa 1,60 Mark. Der frühere Preis betrug 1,50 Mark. In einem Restaurant in Bockenheim bekommt man das gleiche Gericht seit langem für unverändert 1,80 Mark serviert, wobei man darüberhinaus noch in den Genuß eines Tellers Suppe gelangt. An diesem Beispiel wird deutlich, wie sehr sich die Preise der konkurrierenden Unternehmen und Institutionen einander genähert haben. Hier sind sie sogar gleich.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den kleinen Imbissen. Auch hierzu ein Beispiel: Das Studentenwerk verlangt für ein belegtes Brötchen 40 Pfennige. Nur 10 Pfennig mehr braucht man in einem Restaurant zu bezahlen, um ein Achtel Pfund Wurst und ein Brötchen zu erhalten. Aber das sind vergleichsweise Lappalien. Denn die Mensa dient in erster Linie der Aufgabe, den Studenten ein vollwertiges Mittagessen zu günstigem Preis zu liefern. Dieser Aufgabe wird sie nun in gar keiner Hinsicht gerecht, sieht man von dem Einheitsessen ab. Die Gerichte, die als Mittagessen akzeptabel sind, liegen im Preis alle über 2 Mark, zum Teil sogar weit darüber. Bei einiger Ortskenntnis wird man nun in der Umgebung der Universität eine ganze Reihe von Gaststätten finden, die für 2 Mark bis 2,50 Mark eine reiche Auswahl an vollwertigen Mittagessen anbieten. Einige Proben aus Speisekarten seien hier aufgeführt:

Bratwurst mit Beilage und Suppe	1,80
Schweinebraten mit Beilage und Suppe	2,20
Leber mit Beilage und Suppe	2,—
Ochsenbrust mit Beilage und Suppe	2,20

Die Beispiele ließen sich beliebig fortführen. Dazu kommt, daß die meisten Restaurants ihre Speisekarte laufend variieren und so einen eintönigen Mittagstisch unmöglich machen.

Diese Tatsachen lassen den Anspruch der Mensabetriebe auf den Charakter einer sozialen Institution fragwürdig erscheinen. Wo eine Einrichtung ihrem eigentlichen Zweck gar nicht mehr oder nur noch sehr unvollkommen dient, liegt der Verdacht nahe, daß sie sich zum Selbstzweck geworden ist.

Auf ein völliges Unverständnis jedoch wird man stoßen, wenn man stillschweigend tiefgreifende Maßnahmen wie die einer Preiserhöhung trifft, ohne auch nur den Versuch einer Begründung zu unternehmen. Ganz gewiß wird Herr Kath, Studentenwerksgeschäftsführer, dem Vorsitzenden des AStA einen sicherlich reizenden Brief geschrieben haben. Etwas genaues darüber ist aber nicht einmal bekannt. Vollkommen ungenügend ist jedoch die Information der Öffentlichkeit durch das Studentenwerk. So wartet die Studentenschaft auch heute noch auf den diskreten Hinweis auf die erhöhten Personalkosten und was sich sonst noch an Gründen anführen läßt. Sela C.

---

abc für studienanfänger (I)

Hosenträger für Germanisten

Georg Bangens Instruktions- und Regelbüchlein zu der schriftlichen Form germanistischer Arbeiten (wie da sind: Seminar- und Staatsexamensarbeiten oder Dissertationen) ist in der Abteilung B der Sammlung Metzler publiziert, unter jenem Buchstaben also, unter welchem (Einbandfarbe dunkelbraun) im Rahmen der „Realienbücher für Germanisten" Veröffentlichungen zur literaturwissenschaftlichen Methodenlehre (Voraussetzungen literaturwissenschaftlichen Arbeitens / Methodik der literaturwissenschaftlichen Sachgebiete) herausgebracht werden sollen. Das Büchlein ist, wie Hans-Egon Hass in seinem Geleitwort vermerkt, aus einer Sammlung von Anleitungen für die germanistischen Tutor-Gruppen an der Freien Universität Berlin hervorgegangen, doch: „Gleich wichtig auch für alle anderen Disziplinen der Geisteswissenschaften, ferner für Naturwissenschaftler, Juristen, Theologen" heißt es nun auf dem roten Streifband der Broschüre. Der Verfasser gibt in seiner Schrift allgemeine Instruktionen zur äußeren Anlage wissenschaftlicher Arbeiten überhaupt: ihr erster Teil A befaßt sich mit Fragen der Titelformulierung, Gliederung, Zitierweise, Schriftbild und Technik der Anmerkungen und Literaturverzeichnisse, ihr zweiter Teil B (und auf ihm liegt offenbar das Haupt[illegible]nicht) mit „Die Titelangaben von Schrifttum". Der Verfasser beabsichtigt, verbindliche Regeln zur formalen Vereinheitlichung wissenschaftlicher Arbeiten (vor allem in ihren Literaturnotizen) aufzustellen, — er illustriert die verschiedensten Fälle von Titelangaben, insgesamt dreiundneunzig, wesentlich an allgemein bekannteren Büchern und Schriften, d. h. an solchen Publikationen, von denen der junge Germanist ohnedies während seiner ersten Semester Kenntnis zu nehmen hat. Nebenbei und zusätzlich liefert Bangen seinem Leser ein Verzeichnis der wichtigsten Abkürzungen bibliographisch-technischer Ausdrücke (s. Anhang) und informiert über die hauptsächlichen Nachschlagwerke zur bibliographischen Verfahrensweise, über die Siglen der bedeutensten germanistischen Fachzeitschriften, den üblichen Aufbau von Bibliothekskatalogen, die Gestalt von Manuskripten für das photomechanische Druckverfahren (bei Dissertationen gebräuchlich), über die tauglichste Anlage einer Arbeitskartei (s. Skizzen) und anderes Nützliche mehr: ein anderthalbseitiges Register am Schluß macht die Broschüre als Nachschlagwerk umgänglich.

Die Überlegungen, die zur seinerzeitigen (und inzwischen an vielen Universitäten wieder eingeschlafenen) Einrichtung von Tutoren-Stellen führten, liegen auf der Hand; wollte man diese Einrichtung arbeitsfähig, das heißt, zu einem brauchbaren Instrument zwischen Professoren und Assistenten einerseits und Studenten andererseits machen, dann wäre hier zunächst, auf dem Gebiet, das Bangen umreißt, im arbeitstechnischen Bereich also, ihr Terrain zu suchen. Zu wünschen bliebe, daß die Herausgeber der Sammlung Metzler Bangens Schrift zur äußeren Anlage germanistischer Arbeiten Anleitungsversuche zur inneren Anlage germanistischer Arbeiten folgen ließen: zwangsläufig scheint es, müßte hier die „literaturwissenschaftliche Methodenlehre" in Anlehnung an eine „Theorie der Literaturwissenschaft" geraten. Karl Riha

Georg Bangen, Die schriftliche Form germanistischer Arbeiten. Stuttgart, Metzler 1961. 92 S. 5,50 DM.

---

frau charlotte antwortet

Liebe Frau Charlotte!

Vor den Parlamentswahlen hört man vom AStA immer, man soll ruhig mal einen guten Vorschlag machen, wenn einem während der Vorlesung mal irgendwas einfällt; auch wenn es nichts nützt, ist es doch sehr schön.

Ich habe gehört, daß ein Wechsel im Vorsitz des Wissenschaftlichen Prüfungsamtes für das höhere Lehramt bevorstehen soll, und weil doch die Universität das Sammelbecken der Nation für große Geister sein muß, möchte ich mal vorschlagen, Peter Frankenfeld dafür zu interessieren. Wenn dieser Mann, der ja auch prima aussieht, wofür wir Studentinnen viel Sinn haben, sein großes Wissen und seine Quiz-Erfahrungen im Dienst der deutschen akademischen Jugend verbrauchen würde, wo er immer so charmant fragt: das wäre ein echter Gewinn für die alma mater hier! Also überlegen Sie sich das mal. J. S. aus B.

Liebe Jutta!

Wenn ich Sie so nennen darf, ich bin Ihnen aus echtem Herzen dankbar für Ihre Bereitschaft, an den großen Problemen unserer Hohen Schule mitzuarbeiten. Selbstverständlich leiten wir Ihren Vorschlag höheren Orts weiter. Ich glaube allerdings — persönlich — daß jener geniale Quizmaster — das Wort kommt aus dem Englischen — für ein Amt in der Universität nicht in Frage kommt: 1. weil er meist rotkarierte Jacken trägt, wenn er ein Quiz leitet, 2. weil ihn die Universität nicht bezahlen kann, ohne die ganze Universitätslohnschraube in Verwirrung zu bringen. Nehmen Sie es aber nicht zu tragisch; dem Rundfunk, der ja auch als Bildungsbronn gelten darf, bleibt unser Peter sicher noch viele Jahrzehnte erhalten!

Sehr verehrte, liebe Frau Charlotte!

Ich war immer schon ein guter Staatsbürger, besonders in Hessen, weil ich sehr für Gebührenerlaß bin. Nun aber, liebe Frau Charlotte, bin ich sehr beunruhigt über folgende Geschichte. Das kann doch nicht wahr sein! Also, da soll die Regierung dem Ordinarius für therapeutische Biochemie versprochen haben, ihm bis zum Wintersemester 1960/61 ein Institut zu bauen und nun ist, wie ich gehört habe, bis heute noch nicht einmal damit angefangen worden. Das heißt doch, daß jemand einfach sein Versprechen gebrochen hat! Bitte, kann das wahr sein? Ihr L. W. aus Kelkheim

Lieber Herr W.!

Welch ein Glück, daß man noch solch einer reinen, vertrauensvoll-unschuldigen Seele begegnet wie der Ihrigen! Welch Glück sodann, wenn man den Schmerz derselben ein wenig, ach, wenn auch nur ein wenig zu lindern vermag. Gewiß, man hat jenes Versprechen gegeben; gewiß, man hat es nicht gehalten, aber man hat es nur ein klein wenig gebrochen. Sozusagend nur angebrochen — und sehen Sie mal: bei der vielen Arbeit, die man in Wiesbaden hat! Kenner der Situation in der Landeshauptstadt, die wir um Rat fragten, meinten sogar, jener Ordinarius habe noch viel Glück gehabt, denn der Bau ist nicht nur schon angefangen, sondern es ist sogar nicht unmöglich, daß er im Wintersemester 62/63 schon soweit fertig ist, daß man darin arbeiten kann. Übrigens soll in das gleiche Haus auch das Institut für Kolloid-Forschung. Es beleuchtet so schön, wie überglücklich die Universität als Bauherr war, als sie mit nur zwei Jahren Verspätung anfangen konnte zu bauen, daß sie vor Seligkeit und Eile sogar vergaß, den Direktor letzteren Instituts zum Richtfest einzuladen.

---

personalien

Rufe an andere Hochschulen:

Prof. Dr. Helmut **Steinwedel** hat einen Ruf nach Würzburg erhalten.

Prof. Dr. Hermann **Hartmann** hat einen Ruf an die Technische Hochschule München erhalten.

Prof. Dr. Karl **Krömmelbein** hat einen Ruf an die Universität Kiel erhalten.

Priv.Doz. Dr. Ludwig **von Friedeburg** hat einen Ruf an die Freie Universität Berlin erhalten.

Wie bereits in unserer Juni-Ausgabe gemeldet, hat auch die Universität Gießen einen Ruf an den Umworbenen gerichtet.

Lehrstuhlvertretungen:

Prof. Dr. Carl **Becker,** Marburg, wurde mit der kommissarischen Wahrnehmung des Ordinariats für Klassische Philologie beauftragt.

Prof. Dr. August **Buck,** Marburg, wurde mit der Vertretung des Ordinariats für Romanische Philologie beauftragt.

Prof. Dr. Wolfgang **Cramer** wurde mit der kommissarischen Vertretung des außerordentlichen Lehrstuhls für Philosophie beauftragt.

Jorg Marder, Sonntagsredner, kommentierte seine Wahl in den Frankfurter RCDS-Vorstand mit den Worten, alle Fäden liefen nun bei ihm zusammen. RCDS-Freund Fischer (1. Vorsitzender) dürfe zwar die Arbeit machen, zu sagen habe er allerdings auch weiterhin nichts.

Helmut Bilstein, Studentenpolitiker, wechselte unter Mitnahme eines beträchtlichen Teils des liberalen Fußvolkes vom LSD zum SHB über. Der Ex-Münchener quittierte damit die Weigerung der Liberalen Frankfurts, ihn als Stimmführer zur Bundeskonferenz zu schicken.

Kurt Trautmann, marxistischer Klippschüler, dehnte die SDS-Forderung nach „polnischen Verhältnissen" für die DDR auf die Bundesrepublik aus. Man solle erst einmal hier für Tauwetter sorgen.

Klaus Brüggemann, Marburger Studentenfunktionär, wurde zum neuen hessischen Landesverbandsvorsitzenden gewählt, nachdem das Los seinen Frankfurter Rivalen Herbert Wolf zum Verzicht gezwungen hatte.

Johannes Alt

Die Buchhandlung für den Mediziner · Frankfurt a. M.-Süd 10
Gartenstraße 134 · Tel. 61993
Haltestelle Hippodrom

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

Luise Pollinger

Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung:
Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 776377
Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 775589

Kollegbedarf
Füllhalter
Feinpapiere
Geschenke
Büro-, Zeichen-, Schulartikel

tauwetter in ulbrichts machtbereich ?

17. 6. 1962 Ein Gespräch mit dem SDS

Kann das Regime der Ostberliner Kommunisten auf einen „polnischen Weg" gebracht und dadurch eine Verbesserung der Lage unserer Landsleute jenseits der Elbe erreicht werden? Entstalinisierung, Tauwetter etc. – könnte das nicht als Vorzeichen einer Liberalisierung gedeutet werden? Eine Utopie oder mehr?

Es will allerdings scheinen, daß man Herrn Ulbricht zuviel Ehre antut, glaubt man, die Besonderheiten des Ostberliner Regimes; seien allein in seiner Person begründet. Und es wäre eine Überschätzung Gomulkas, würde man auf ihn zurückführen, daß in Polen eine vergleichsweise humane Atmosphäre – frei von Terror – herrscht.

Die Loyalität der polnischen Bevölkerung gegenüber ihrem Staat hat andere Wurzeln, als sie es im östlichen Teil Deutschlands je haben könnte. Polen, eine ungeteilte Nation, hat sich mit dem System abgefunden, nicht zuletzt weil keine andere nationalstaatliche Alternative besteht. Das Kapital der polnischen Kommunisten, die Oder-Neiße-Grenze, verzinst sich immer noch, um so mehr als sie bisher nur von der Sowjetunion garantiert wird. Niemand lastet den Kommunisten den Verlust der polnischen Ostgebiete an; die Genossen saßen in den Gefängnissen des Warschauer Vorkriegsregimes, als Hitler und Stalin die Teilung Polens aushandelten.

Auf einer solchen Grundlage kann Gomulka ohne Bauernlegen, Kirchenverfolgung und Polizeiterror seinen Kurs steuern; zwar autoritär kommunistisch, aber mit vielerlei Rücksichten auf die Empfindlichkeiten der Bevölkerung. In der Etappe des Ost-West-Konflikts, eingekreist von Moskaus Satelliten, kann das Risiko einer kontrollierten Liberalisierung kalkuliert werden. Auch in Mitteldeutschland?

Die handfesten Interessen des kommunistischen Machtblockes dürfen auch von Spekulanten nicht außer acht gelassen werden; sie sind zum Teil älter als die zugehörige Ideologie. Daß selbst die geringste Vorleistung (etwa ein Abreißen der Mauer, freier Reiseverkehr) mit diesen Interessen in Einklang zu bringen ist, erscheint ausgeschlossen. Eine Liberalisierung in der Zone ist nach wie vor nur mit einer Kapitulation des Westens einzuhandeln. Dieser Preis kann nicht gezahlt werden, schon im Interesse unserer Landsleute nicht.

R. F.

DISKUS: Herr von der Vring, die Frankfurter Universität hat am 17. Juni einen Schweigemarsch veranstaltet. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) hat sich von diesem Schweigemarsch distanziert. Warum?

SDS: Der SDS hat an diesem Schweigemarsch nicht teilgenommen, weil der 17. Juni als Tag der Deutschen Einheit, als Tag der Wiedervereinigung begangen wird, und in diesem Sinne nur nationale Ressentiments angesprochen werden.

DISKUS: Auch dieser Schweigemarsch . . . ?

SDS: Auch dieser Schweigemarsch mußte in diese Richtung gehen, denn wer schweigend den 17. Juni begeht, der stimmt durch sein Schweigen all den Parolen zu, die heute gelten.

DISKUS: Sie haben demnach an diesem Schweigemarsch nicht teilgenommen, weil er auf die deutsche Einheit abzielte.

SDS: Nein! Wir sind gegen die Spaltung Deutschlands, weil wir es für einen Rückschritt halten, ein Volk, das eine wirtschaftliche Einheit bildet, zu zerreißen, und weil wir es für inhuman halten, Beziehungen zwischen Verwandten, wie das heute geschieht, zu zerbrechen. Aber mit der Forderung nach Wiedervereinigung verbindet sich die bisherige Politik, die, wenn man sie auf ihren letzten Begriff bringt, zum Ziel hatte, durch eine Politik der Stärke das System in der DDR zum Zusammenbruch zu bringen, um dadurch die Wiedervereinigung zu erreichen.

DISKUS: Wir wollen die Frage, ob es im Rahmen der „bisherigen" Politik überhaupt möglich ist, zur Wiedervereinigung zu kommen, einmal ausklammern. Ihre Opposition gegen die Regierungspolitik geht aber zu weit, wenn selbst der Gedanke der Solidarität, wie er nun einmal am 17. Juni zum Ausdruck kommen soll, hinter diese Opposition zurücktritt.

SDS: Die Wiedervereinigungspolitik der Bundesregierung ist im Bewußtsein der ganzen Bevölkerung akzeptiert. Wenn man ihrer Perspektive folgt, so bedeutet das, daß man alles unterstützt, was dem DDR-System Schwierigkeiten macht, in der Hoffnung, es damit überwinden zu können. Da wir aber seit dem 13. August genau sehen, daß dieser Weg nicht zur Wiedervereinigung führen kann, müssen wir bedenken, daß die Auswirkung einer derartig harten Politik im Widerspruch zu dem stehen, was man Solidarität mit der mitteldeutschen Bevölkerung nennt.

DISKUS: Veranstaltungen anläßlich des 17. Juni laufen also Ihrer Meinung nach gerade auf ihr Gegenteil hinaus?

SDS: Sie verfehlen das bisherige Bewußtsein, während sich die Verhältnisse in den letzten Jahren so geändert haben, daß es an der Zeit wäre, auch das politische Bewußtsein zu ändern. Darauf zielte unser demonstratives Fernbleiben ab. Es ist eine dringende Aufgabe, der deutschen Bevölkerung eine klare Vorstellung von der gesamtdeutschen Situation zu geben. Der Bevölkerung muß nicht nur gesagt werden, daß die bisherige Politik gescheitert ist. Es muß ihr vor allem gesagt werden, daß heute eine Wiedervereinigung nicht mehr möglich ist. Und deshalb kann der 17. Juni nicht mehr ein Tag der Wiedervereinigung sein.

DISKUS: In der Tat: Gegen Bajonette vermag man mit Schweigemärschen nichts auszurichten. Gegen die russischen Panzer ist der Freiheitswille machtlos. Das war auch im Jahre 1953 schon der Fall. Und das ist es ja gerade, was uns dieser Gedenktag vergegenwärtigen will, aber nicht im Sinne einer Kapitulation.

SDS: Aber unsere Politik könnte an den Verhältnissen in der DDR etwas ändern. Das ist unsere Überzeugung! Eine Politik der Bundesregierung, die von den realen Verhältnissen ausgeht . . .

DISKUS: . . . und wie müßte die aussehen?

SDS: Wie sie sich jetzt z. B. in den Vorstellungen des neuen Außenministers andeutet –, die z. B. darauf abzielt, engere Handelsbeziehungen mit der DDR aufzunehmen, die alles tut, um Liberalisierung zu erreichen und darauf verzichtet, demonstrative Siege zu feiern, wenn das DDR-System Schwierigkeiten zeigt – eine solche Politik würde allein dem Anspruch genügen, Politik für die DDR-Bevölkerung zu sein.

DISKUS: Sie haben diese Forderung nach Ausweitung der Handelsbeziehungen, z. B. durch ein Kreditabkommen, bereits in einem Flugblatt erhoben. Man solle der „DDR"-Regierung damit ermöglichen, Lebensmittel für die notleidende Bevölkerung zu importieren. Es besteht aber kein Zweifel darüber, daß die Behörden der Zone keine Lebensmittel, sondern Güter zum Ausbau der Schwerindustrie wollen. Also doch eine Verkennung der Lage!

SDS: Wenn wir in diesem Flugblatt etwas kurz gesagt haben, zwei Kartoffeln seien mehr als eine Kartoffel . . .

DISKUS: In einem gewissen Sinne natürlich unbestreitbar.

SDS: . . . so zielt das nicht nur auf die Lebensmittel ab, denn die Versorgung mit Lebensmitteln in der DDR ist nicht so katastrophal, wie sie bei uns hingestellt wird. Der Aufbau der Industrie ganz allgemein ist die Bedingung für ein Anwachsen des Lebensstandards. Ob Kredite oder nicht, ist jedoch eine Frage, die von den besonderen Bedingungen dieser Kreditgewährung abhängt.

DISKUS: Sie wollen also in Kauf nehmen, daß der Westen durch Unterstützung der bankerotten Zonenwirtschaft letztlich nur dazu beiträgt, das System zu festigen, es stark zu machen und ihm über „Engpässe" hinwegzuhelfen, das heißt also ein inhumanes Regime über die Runden bringen.

SDS: Das ist genau der Widerspruch, auf den wir kommen müssen. Wenn wir sagen, Wiedervereinigung ist nicht mehr möglich, da das System nicht zusammenbrechen wird, wie wir uns auch wenden mögen, und wenn wir auf der anderen Seite sagen, daß uns in erster Linie das Wohl der Bevölkerung am Herzen liegt, dann können wir keine Politik betreiben, die Angst davor hat, daß sich das System wirtschaftlich etabliert. Ich bin überzeugt davon, und die ganze Entwicklung im Ostblock bestätigt das, daß eine Liberalisierung des Systems, die die einzige Hoffnung für die Menschen drüben ist, bessere wirtschaftliche Verhältnisse zur Voraussetzung hat. Denn in dem Maße wie die Regierung der DDR unter schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen Druck auf die Bevölkerung ausübt, verhärtet sich umgekehrt das System. Verbessern sich die wirtschaftlichen Verhältnisse, wie es sich in der Sowjetunion allmählich zeigt, dann können sich auch immanente Tendenzen zur Liberalisierung durchsetzen. Wenn wir also der Meinung sind, daß wir auf eine Politik verzichten müssen, die auf den Zusammenbruch des kommunistischen Systems abzielt, weil sie erfolglos sein muß und unvereinbar ist mit dem, was wir unter Solidarität mit der DDR-Bevölkerung verstehen, und wenn wir es deshalb in Kauf nehmen, das System zu festigen, dann mag ein Großteil der Bevölkerung nicht damit einverstanden sein. Der SDS ist mit Golo Mann der Meinung: Schafft polnische Zustände in der DDR.

DISKUS: Mit anderen Worten also: Der Westen soll darauf verzichten, das Ulbricht-Regime zu bekämpfen. Sie hoffen, daß dies damit honoriert wird, daß die SED den Unterdrückten dann ein größeres Maß an Freiheit gewährt.

SDS: Wir glauben, daß das System sich unter den heutigen Verhältnissen nur von innen her verändern kann. Es ist unsere einzige Hoffnung, daß sich das System unter besseren wirtschaftlichen Verhältnissen liberalisiert. Einen anderen Ausweg sehen wir nicht.

LESER SCHREIBEN

Mentalität eines Handlungsreisenden

„Fordern Sie mit uns Freiheit für Heinz Brandt!" Dazu eine Liste mit den prominentesten Unterschriften. Reklame ist nötig, die Unterschriften „flossen". Wer sollte da auch Nein sagen: Heinz Brandt . . . man liest ja schließlich Zeitung! Wer nicht unterschrieb, unterließ es hauptsächlich aus Opposition gegen den SDS, der die Unterschriftensammlung veranstaltete. So weit so gut oder schlecht, wie man es nimmt, zumindest jedoch üblich, allzu üblich – Mitläufertum und Gruppenressentiment eingeschlossen.

Aber was unterschrieben eigentlich alle diejenigen, die hiermit Freiheit für Heinz Brandt forderten: zunächst eine Beschreibung, wie Heinz Brandt bereits unter dem Hitlerregime und nun auch unter dem ostzonalen Regime ein Opfer brutaler Willkür wurde, weiter einen Auszug aus dem Offenen Brief, der aus diesem Anlaß dem Staatssicherheitsminister der DDR zugesandt werden sollte und in dem es unter anderem heißt: „Der SDS nimmt das ungeheuerliche Urteil gegen Heinz Brandt zum Anlaß, eine Amnestie für alle politischen Häftlinge in beiden Teilen Deutschlands zu fordern." Das unterschrieben die „lieben Kommilitoninnen und Kommilitonen".

Eine Erklärung über die Aussage dieses entscheidenden Satzes erübrigt sich wohl. Und soviel ist ebenfalls klar: die Reklamenummer „Heinz Brandt" und die recht fragwürdige Gleichsetzung der politischen Justiz in Ost und West sind nicht dasselbe! Wenn auf ähnliche Weise arglose Hausfrauen von Vertretern übertölpelt werden, bleibt der Schaden unter den Beteiligten; wenn jedoch die ostzonale Presse auf einen solchen Brief hin verkünden würde, die westdeutsche Studentenschaft habe mit einer Unterschriftensammlung die Freilassung aller Opfer des Adenauer-Regimes verlangt, so bleibt der Schaden nicht unter den Beteiligten. Das sind die Quellen verzerrter ostzonaler Nachrichten, an denen meistens etwas Wahres ist – wie man hier sieht.

Nachträgliche Beschönigungen von seiten des SDS ändern nichts mehr: quod scripsit, scripsit! Wenn solche Methoden unter Vertretern und teilweise auch in der Politik üblich sind, so ist das sehr bedauerlich. Die Universität ist jedoch weder ein Vertretermarkt noch eine politische Arena. Die Betreffenden sollten sich daran erinnern, daß sie hier in erster Linie Studenten sind und erst in zweiter Linie Angehörige des SDS. Nebenbei bemerkt: eine Popularisierungsmaßnahme zur Aufhellung der unbeliebten Farbe ist wirkungslos, wenn gleichzeitig neue Farbe zugesetzt wird. Den „lieben Kommilitoninnen und Kommilitonen" sei jedoch folgendes gesagt: es wäre bedauerlich, wenn sich Hausfrauen mit der Zeit daran gewöhnen, erst zu lesen, bevor sie unterschreiben und die sog. Führungsschicht die Rolle der Hausfrauen übernähme.

Solche Zwischenfälle nützen weder dem SDS noch der Studentenschaft oder gar Heinz Brandt: der lachende Dritte sitzt hinter der Mauer!

Guntram Bauer

Diplomatie

DONNERSTAG, 21. Dezember 1961. Vor dem französischen und dem britischen Konsulat demonstrieren Studenten gegen das Verhalten Englands und Frankreichs in der Kongopolitik: Die UNO hatte beide Länder um den Einsatz von Bombern gebeten, fand aber keine Unterstützung, obwohl im Sicherheitsrat militärische Maßnahmen gegen die Separatistenbewegung Katangas mit den Stimmen Englands und Frankreichs gebilligt wurden. Die Kongopolitik des Westens war geschickt vereitelt. Englands Interessen sind anderer Natur. Damit waren die Studenten gar nicht einverstanden! Sie demonstrierten. Die Konsuln greifen zu Telefon: Polizei, zu Hilfe! Im Nu sind die Hüter der Ordnung zur Stelle, und die Meinungsfreiheit wird mit Gummiknüppeln niederargumentiert.

DIENSTAG, 29. Mai 1962. Der ISSF hatte den britischen Generalkonsul Mr. Hunt zu einer Diskussion über die Aufgaben der UNO in Katanga gebeten; nicht zuletzt, um die Demonstration des Vorjahres zu rechtfertigen. Mr. Hunt wäre besser nicht gekommen; er hätte seinen Zuhörern ein Ärgernis erspart. Die Unbekümmertheit, ja Unverschämtheit, mit der Konsul Hunt den schärfsten Angriffen auf die britische Politik leere Phasen über Binsenweisheiten entgegenhielt, verärgerte, zumal sie berechtigterweise als Probe britischer Diplomatie genommen werden mußten.

Anscheinend gehört es auch zu dieser vermeintlichen Diplomatie, jede Attacke gegen die eigene Politik mit ostentativem Warnen vor dem politischen Butzemann, den „bösen" Russen, zu kontern. Denn England hat eine Spaltung des Westens doch nur herbeigeführt, nach Mr. Hunts Meinung, um den Kommunismus zu bekämpfen. Immerhin konnte sich Katanga vom Kongo lösen, die Leute sagen, England sei dort wirtschaftlich sehr stark engagiert. Die Russen sind allerdings tatsächlich nicht gekommen. Geschickt, diese Diplomaten.

rdt

karen blanguernon in veselys film „das brot der frühen jahre". wir weisen auf den beitrag „der junge deutsche film" in FILMSTUDIO 35 hin.

film

Dolchstoßlegende

Die Tauben plärrens aufgeregt von den Dächern: der Faschismus habe sich zu seinen Vätern versammelt. Das glaube ich nicht, da werde ich mißtrauisch, denn die Tauben — gute Demokraten — können nicht lesen, ich kann es, leider.

Ereignisse gibt es, deren Statthaben man gutmütig verschweigt. Niemand fleddert gern einen Torso, dessen Hinscheiden bevorsteht, man hülfe damit nur der Mittelmäßigkeit auf die Barrikade. Was nützen uns Barrikaden voller Mittelmaß?

Das Studentenhaus der Frankfurter Universität sah im April dieses Jahres eine denkwürdige Nichtigkeit in seinen Mauern: der „Verband der deutschen Filmclubs" versuchte sich am eigenen Schopf aus der Misere zu ziehen, in die die Zeit ihn gedrängt hatte. Heinz Ungureit notierte damals in der FILMKRITIK u. a.: „Das also ist aus den einst achtbaren internationalen Filmklubtreffen geworden: eine kleine Arbeitstagung der Hinterbliebenen in Frankfurt, von der Öffentlichkeit kaum bemerkt. 25 Prozent Mitgliederschwund seit der letzten Hauptversammlung wurden verschämt gemeldet, freilich in keiner der öffentlichen Veranstaltungen . . . Eine kleine Revolte gab es am Rande. Vor einer Veranstaltung kursierten Zettel, die den Auszug einer Eckart-Rede (Dr. Johannes Eckart, damaliger Präsident, jetzt Ehrenpräsident des Verbandes, die Redaktion) von 1936 enthielten. Darin wird die filmische **„Natürlichkeit unseres Führers"** gepriesen und als allgemeines Postulat an den deutschen Film aufgestellt . . . !"

Soweit der erste Akt der Legende. Er ist fast schon Historie. Aber nun kursieren wieder Zettel. Und die Duplizität der Ereignisse will es, daß sie den gleichen Jargon im Gesicht tragen, der 1936 Dr. Johannes Eckart zu seiner Rede das stilistische Vorbild lieferte. Der Verbandsvorsitzende, Pädagoge Jakob Heidbüchel fühlte sich durch den Kommentar der FILMKRITIK zu einer Erwiderung veranlaßt, die er lieber nicht geschrieben hätte.

Heidbüchel meint, man sei ihm **„in den Rücken gefallen"**, er spricht **„von selbstlosem Einsatz in der Kulturarbeit"**, **„destruktiver Kritik"**, von **„ehrenamtlich im Dienst eines Zieles"**, wofür man **„in anderen Staaten wahrscheinlich irgendeinen Orden verliehen"** bekäme, und will **„den Filmclubs nicht die Marschroute, sondern das Ziel"** geben.

Da klingelt die Goebbelssche Sprachregelung im Kasten, da feiern die großen Tage nationaler Kulturentfaltung ihre Urstand, da tanzen die alten Funktionäre und strafen die Tauben Lügen. Soweit der zweite Akt der Legende. Er ist Gegenwart.

Ich bin mir durchaus bewußt, daß die Schwierigkeit, umzudenken, groß ist. Man benötigt zuweilen für diesen Akt der Katharsis mehr als nur siebzehn Jahre und ich nehme es Herrn Heidbüchel nicht übel, wenn er im Zorn glorreiche Töne anschlägt.

Übel nehme ich ihm allerdings, daß er sich in Manier beamteter Oberlehrer auf jenes zweifelhafte Podest schwingt, von dem in der hierzulande üblichen Vulgärpädagogik mit erhobenem Zeigefinger und säuerlich betrübter Miene Belehrungen erteilt werden, wie man zu kritisieren habe: Du, wie kannst du mich nur so enttäuschen, der ich nur dein, nein unser aller Bestes wünsche! Übel nehme ich ihm jene Bigotterie, die ihn Handlungen eines Mannes verteidigen läßt, die nicht zu rechtfertigen sind. Und nicht zu tolerieren vermag ich die Unverschämtheit des Begleitschreibens, das die Frage stellt, ob eine **„politische Purgatio"** überhaupt notwendig sei.

Das Fazit ist offen. Die Tauben haben unrecht, auch wenn sie Demokraten sind. Sie können nicht lesen. Vermöchten sie es, würden sie schweigen. Wolfgang Vogel

Das Brot der frühen Jahre

Anmerkungen zu Veselys Böll-Verfilmung

Die senilen Schwanengesänge von Papas nonsense-Kino erklingen heller, als man es zwischen UFA und GLORIA geträumt hätte. Mit ihren Zähnen, sofern sie nur verblieben sind, klammern sich ‚die Alten' an das, was sie, zufolge einer Absprache mit den Kritikern, den deutschen Film nennen.

Oberhausen hat sie wachgerüttelt, nun schreien sie schlaftrunken nach Rache. Vesely, der Regisseur des Films „Das Brot der frühen Jahre", gehört zum Oberhausener Kreis, Papa und seine ganze Sippe haben auf den Film gewartet, um ihr Mütchen zu kühlen, um ihn zu zerreißen. Die Rezensionen, die man uns bisher bescherte, sind so erbärmlich ressentimentgeladen, daß ihrer nicht gedacht werden soll. Ganz wenige sind sachlich, ohne Hohn.

Nur als Milieustudie: in einem solchen Klima entstand der erste Spielfilm eines Mannes, der seit 1951 zehn Filme gedreht hat, wovon einer vom ‚Museum of Modern Art' in New York übernommen worden ist: ‚nicht mehr fliehen' (1954); in ihm sind bereits Anklänge an Filme zu finden, die damals noch nicht entstanden waren, an Filme von Resnais wie ‚Hiroshima mon amour' und ‚L'année dernière à Marienbad'. Heute machen Papas Interessenbankerte geltend, Vesely plagiiere, er sei ein Epigone; machen ihm zum Vorwurf, daß er sich einem Stil verpflichtet, kunstvoll anstatt gartenzwergisch, fein und realitätsnahe anstatt grob und antiquiert.

„Das Brot der frühen Jahre" ist der Versuch, an das Filmniveau anderer Länder anzuknüpfen, es für den deutschen Film, den es seit nahezu dreißig Jahren nicht mehr gibt, zu entdecken und künstlerische Erkenntnisse daraus zu ziehen. Dieser Film ist der Versuch, eine deutsche Cinemathographie zu schaffen.

Die dem Film zugrunde liegende Erzählung Heinrich Bölls ist von den krassesten formalen Clichés und inhaltlichen Schwächen gereinigt worden; so fehlen die aufgepfropften Assoziationsreihen, die gesuchten Übergänge von der Gegenwart in die Vergangenheit und umgekehrt. Die Schwächen des Films — die Retrospektiven auf die ‚armen Zeiten' des Walter Fendrich, die langen Vater-Passagen — sind solche, die dem literarischen Vorwurf angehören, mit denen — obgleich sehr viele beseitigt wurden — zu sanft umgegangen worden ist.

Es erstaunt, wie stumm der Film ist, wie die Worte fehlen. Die Eingangssequenzen zeigen bereits die starke Episierung, die Bölls Erzählung durch die Umsetzung in bewegte Bilder erfährt; Bilder und Szenen treten an die Stelle der Dialoge. (Vesely bewundert Johnson: der Beginn des Filmes reproduziert diesen Affekt: man erinnere sich an den Beginn der ‚Mutmaßungen' — „aber er ist doch immer über die Geleise gegangen" — dann erhält man das Strukturelement des Films; die formale Gestaltung einer Handlung, die nicht punktuell einsetzt, nicht fest und straff auf ein Ziel, ein Ergebnis hin, sondern tastend, den Standort wechselnd.)

Man erfährt zunächst das Zurückliegende durch Fendrichs Verlobte Ulla Wickweber und von Frau Brotig, der Wirtin. Ihre Andeutungen, das den Worten immanente Nicht-Verstehen, die kühle Nüchternheit faszinieren nicht, sie regen zum Nach- und Mitdenken an: was ist geschehen, wird geschehen, wieso? Der gesamte Ablauf des Films, seine Pendelschlagbewegung in die Vergangenheit und Zukunft, in der sparsam und leicht, aber akzentuiert, Umwelt und Gesellschaft aufgenommen sind, klären nicht auf; vielmehr ist es der Versuch, dem Beschauer zu schildern, was den Beteiligten unklar ist. Es wird kein Exemplum statuiert, es werden Möglichkeiten aufgezeigt. Kein Beginn, kein Ende.

Daraus zu schließen, man habe es mit einem amorphen Stückwerk zu tun, ist falsch: Kameratechnik — lange Fahrten, abrupt-harte Schnitte — und Intention des Regisseurs, ein Segment zu liefern, in dem die Totalität sichtbar wird, werden zur Deckung gebracht, schließen Handlungselemente fest zusammen.

Betrachtet man „Das Brot der frühen Jahre" ohne die Hypothek, die Papa & Co. dem Film aufgeladen hat, um seinen eigenen Karren aus dem Dreck zu fahren, so ist er ein höchsterfreuliches Anfangsergebnis, über dessen Mängel nicht hinweggesehen werden sollte, die aus Hohn zu übertreiben diejenigen unterlassen müssen, die nichts Annäherndes zustande gebracht haben. Peter H. Schröder

musik

Jazz

Das achte deutsche Jazzfestival

Das Raunen um die Krise des Jazz ist nicht verstummt. Man ist müde geworden, lethargisch, das Fieber der Nachkriegszeit wich betulichem Hörgenuß, den nur noch das Exquisite zu befriedigen vermag. Aber wie es der allzeit gepriesene Widerspruch der Realität beweist, nehmen die Subventionen in dem Maße zu, in dem das Interesse abnimmt.

In Frankfurt legte das 8. deutsche Jazzfestival jene Tendenzen bloß, welche einerseits deutsche Rundfunkanstalten dazu bewegen, endlich dem Jazz die Förderung zuteil werden zu lassen, die Symphonie- und Unterhaltungsmusik schon seit eh und jeh genießen, und welche auf der anderen Seite exzellent zusammengestellte Tourneen zu Mißerfolgen werden lassen.

Man kann mit ruhigem Gewissen die Formel wiederholen, die das amerikanische Wochenmagazin TIME anläßlich des letzten Jazzfestivals genüßlich aussprach, daß sich das deutsche Jazzgeschehen in bravouröser Kopie erschöpfe und sich dadurch der spontanen Teilnahme an der Entwicklung dieser Musik entzöge.

Was in Frankfurt an vier Abenden über das Konzertpodium zog, war das Bestreben ausgezeichneter Musiker, mittelmäßigen Jazz zu spielen. Der aufmerksame Zuhörer nahm zur Kenntnis, daß Coltranes ekstatische Durchbrüche in Hörbezirke von kosmischen Ausmaßen nicht nachvollziehbar sind, daß man seinen Ton zwar adaptieren kann, aber ohne die Genialität seiner Phrasen zu erreichen. Es scheint müßig zu sein, dies festzustellen, zu notieren, daß man hierzulande, so man Trompetenbläser ist, eine Mischung aus Lel Morgan und Davis bevorzugt, die Pianisten sich mit Akkuratesse befleißigen, dem Soul-Piano Bobby Timmons auf die Spur zu kommen.

Trotz dieser fatalen Zeichen gab es Musiker, auf die obenerwähnte Charakterisierung nicht zutrifft. Der Guitarrist Attila Zoller, Komponist der Musik zu Herbert Veselys „Brot der frühen Jahren", dessen hingeblinzelte Akkorde, Melodien und Melodiestrukturen original waren, sich nicht im Originellen verströmten; der Pianist Wolfgang Lauth, der Vibraphonist Wolfgang Schlüter, der Saxophonist Barney Wilen, die alle über das Maß des Gewohnten hinausspielten.

Dennoch sollten sich die Veranstalter nach diesem Festival fragen, ob sich nicht ein neuer Modus für die Präsentation der deutschen Jazzszene finden ließe; etwa in der Kombination deutscher mit bedeutenden amerikanischen Musikern. Es besteht für den „deutschen" Jazz die Gefahr der Isolation. Nicht so sehr durch das Abgeschlossensein von der internationalen Entwicklung, die man genauestens kennt, als gerade durch diese Kenntnis, die das Eigene unterdrücken läßt, weil die Arbeit des Nachvollzugs um so vieles leichter als die der Originalität ist.

Man hat sich in Frankfurt viel Mühe gegeben, besonders von seiten des Hessischen Rundfunks, unter dessen Ägide die Veranstaltung stand. Die Frage nach dem Sinn des Ganzen ist allerdings schwer zu beantworten.

Christian Crull

exposition

Wehrmacht unser

Karin stand gleich vorn auf dem Platz, dahinter warteten Magdalene, Martina, Susi und Ramona. Jeweils ein oder zwei Uniformierte hielten die Zivilen davon ab, allzuviel Unfug mit ihnen zu treiben; aber spielen durften sie doch („Anfassen erwünscht", hieß die Parole), denn die ansehnlichen Panzerfahrzeuge mit den hübschen Namen gehörten zu einer Ausstellung, mit der „Unser Heer" sich dem Volk präsentieren und Gefolgschaft werben wollte.

Die Wanderschau — 1 Panzer, 1 Feldhaubitze, Panzerspäh- und Schützenpanzerwagen, Pioniergeräte, Sanitäts- und Versorgungs-LKWs, insgesamt 37 Fahrzeuge, 70 „Mann" und ein Ausstellungszelt — sollte „Verständnis für die Aufgaben der Truppe" erwecken und hatte sich dazu im Schatten des Frankfurter Domes angesiedelt.

Tafel-Aufschriften im Zelt zufolge sind „Begriffe aus der technischen Welt des Fernmelde-Soldaten" nämlich: „Wendige, zuverlässige Männer an hochmodernen Geräten stellen die reibungslose Verbindung zwischen Führung und Truppe sicher"; oder: „Heeresflieger — Etwas für mutige Männer — für Flieger aus Passion"; „Fallschirmjäger — Mut und körperliche Gewandtheit"; „Gebirgsjäger — Stolze Berge, steile Felsen, stäubender Schnee"; und: „Panzertruppe — fahren, schießen, funken. Die Panzerbesatzung ist eine Kampfgemeinschaft auf kleinstem Raum" (ein kriegserfahrener Besucher: „Grabgemeinschaft mit gesicherter Feuerbestattung").

Auch ein Werbefilm war zu sehen, die Leinwand dabei effektvoll zwischen den Hebearmen eines Haubitzenkrans aufgespannt. Er machte durch seine schizophrene Mischung von Selbstherrlichkeit („Sie marschierten unter Cäsar und Hannibal, unter Wallenstein, Napoleon, Kaiser, Hitler und Stalin, unter Monarchen und Präsidenten . . . und haben nicht gefragt", lobte der Sprecher die Infanteristen) und aus Anbiederung („Truppenunterkünfte von heute sind saubere und hygienische Behausungen, ausgerichtet auf Zweckmäßigkeit und Wohnlichkeit, durchgrünt und gesund") vollends deutlich, in welch defensivem Dilemma „unsere" Wehr-Macht steckt. hc

Kadetten der Konvention

von Philip Wiener

Die Polemik gegen die studentischen Korporationen erweist sich durchweg als Angriff auf die Möglichkeit einer konservativen Grundhaltung. Konservativ: „Dazu gehört die Treue zu alten Institutionen, alten Familien, alten Symbolen, Lebensstilen, festliche Gewohnheiten. Es gehört dazu die Bewahrung von Rangunterschieden, die auf etwas anderem als auf Erfolg im Geschäftsleben beruhen" (Golo Mann). Daß diese „Treue zu alten Symbolen" im Raum der Universität noch durchaus lebendig ist, zeigt unser dpa-Bild (Rektoratsübergabe 1957 in Frankfurt). Der Autor unseres Beitrages ist Dozent für Geschichte an der Universität Birmingham. Er hat mehrere Jahre in Deutschland verbracht und eine „Geschichte des deutschen Korporationsstudententums" geschrieben. Der heutige Beitrag setzt unsere Reihe fort, diesmal aus der Sicht des Ausländers.

Die im Juni des Jahres 1948 in den Westzonen durchgeführte Währungsreform leitete eine Entwicklung ein, die im großen und ganzen auf eine abermalige Bestätigung der Realbesitzverteilung der Weimarer Zeit hinausgelaufen ist. Das sollte auch für den Hochschulbereich nicht ohne Folgen bleiben.

Durch mehrere Gerichtsurteile, in denen die Korporationen als Gruppenverfolgte anerkannt worden waren, kamen die Altherrenvereine wieder in den Besitz der Korporationshäuser und stellenweise auch ansehnlichen Kapitalanlagen. Im Vergleich zu diesen privaten Kapital- und Machtkonzentrationen waren die entsprechenden öffentlichen Stellen auf Grund der schlechten Wirtschaftslage von vornherein benachteiligt. Im Gespräch mit den jüngeren Studenten konnten so die Alten Herren immer häufiger Wohngelegenheit, Studienbeihilfen und darüberhinaus Kontakt mit wohletablierten Altakademikern — und deren Familien — in Aussicht stellen. Für junge Menschen, die in einer Zeit der Not und Unsicherheit aufgewachsen waren, die in einer Gesellschaft lebten, in der man in zunehmendem Maße Prosperität und Konformität betonte und die Begriffe ‚Experiment' und ‚Fortschritt' durch geschickte Meinungsmanipulation unter Tabu gestellt hatte, mußten solche Angebote verlockend wirken. Dazu kam, daß die Hochschulen für zwanglose Geselligkeit oder geistig-kulturelle Betätigung nur selten Gelegenheit boten.

I.

Schon in den ersten fünfziger Jahren sind die alten Dachverbände der Burschenschaften, Corps usw. auf Bundesebene wieder begründet — und staatlicherseits zugelassen — worden. Allein das rein zahlenmäßige Anwachsen des Mitgliederbestandes berechtigt rückblickend zu der Feststellung, daß die Korporationen als e r z i e h e r i s c h e Gemeinschaften — exklusiv-männerbündischer Art — tatsächlich in ein Konkurrenzverhältnis zur Universität getreten sind. Dabei wiesen sie mit Genugtuung darauf hin, daß sich die Hochschule auf rein fachwissenschaftliche Aufgaben beschränke, und nahmen dementsprechend stärkeren Einfluß auf die Persönlichkeitserziehung ihrer Mitglieder.

II.

Diese Entwicklung war gefährlich. Denn es spielten noch allzuviele jener Mitglieder eine Rolle, die entweder als Studenten oder als Alte Herren gegen die parlamentarische Demokratie Weimars und für eine autoritäre, wenn auch nicht gerade nazistische Staatsform gekämpft hatten. Wenn auch unter den Nachkriegsverhältnissen die Errichtung eines nichtparlamentarischen Systems in Westdeutschland nicht denkbar war, der Spielraum für restaurative oder gar reaktionäre Tendenzen war groß genug. Gerade zu einer Zeit, in der sich die Besatzungsmächte in Westdeutschland von einer Entmilitarisierungspolitik abwenden und die Wiederaufrüstung forcieren, entsteht eine für die Korporationen günstige Atmosphäre: während die Besatzungsmächte auf jegliche wirksame Bekämpfung der Korporationen verzichten und die Staatsorgane der Bundesrepublik für Fragen der Innenpolitik verantwortlich machen, belasten die Forderungen der Wiederaufrüstung den staatlichen Haushalt in einer Weise, daß die sozialen Aufgaben, darunter die der Hochschulen, besonders zu leiden haben.

III.

Von großer Besorgnis gezeichnet, aber doch nicht ohne Hoffnung auf eine gesunde Entwicklung in den studentischen Gemeinschaften, sind die Erklärungen der Hochschulrektoren, die als „Tübinger Beschlüsse" der Westdeutschen Rektorenkonferenz vom Oktober 1949 bekannt geworden sind. Auf der Grundlage einer sachlich-historischen Bewertung der Korporationen und im Tone äußerst gemäßigt begrüßte die Tübinger Erklärung das Erscheinen neuer Formen des studentischen Gemeinschaftslebens, warnte aber gleichzeitig aus sozialen und nationalen Gründen vor einer Rückkehr zu den alten Mißbräuchen. Auf diese Erklärung reagierten die Sprecher zahlreicher Korporationen so scharf und kampflustig, daß zwischen der Rektorenkonferenz einerseits und — vor allem — den früher schlagenden Verbindungen andererseits — eine ungute Spannung geschaffen wurde. Weniger bekannt als der Tübinger Beschluß, aber doch von großer Bedeutung, ist eine Erklärung bevollmächtigter Vertreter der fünf ehemaligen Heidelberger Corps, die sich schon im Frühjahr 1949 [illegible] eine Restaurierung der waffenstudentischen Verbände, einschließlich des Kösener SC, ausgesprochen hatten. In ihrer Erklärung vom Oktober 1949 betonten diese Alten Corpsstudenten u. a., daß im Nachkriegsdeutschland studentische Gemeinschaften nur dann eine Berechtigung hätten, wenn sie sich zu „aufgeschlossener Mitarbeit an allen sozialen Problemen als den Lebensfragen unseres Volkes" bekennen würden. Weiter hieß es: „Deshalb sind kastenbildende Formen und Bräuche abzulehnen, wozu auch das Prinzip der unbedingten Satisfaktion und die Bestimmungsmensur gehören".[1])

IV.

Zehn Jahre später werden wieder Farben getragen und — mit Unterstützung wohlwollender Gerichtsentscheidungen — Mensuren geschlagen. In verschiedenen Kösener Corps trifft man wieder nur wenige Studenten bürgerlicher (!) Herkunft an. Eine aus einem längst entschwundenen Zeitalter überkommene aristokratische Exklusivität zeigen neuerdings die verjüngten Corps Borussia-Bonn, Saxonia-Göttingen und Saxoborusia-Heidelberg[2]). Man könnte das als Einzelerscheinung, als sozialgeschichtliches Kuriosum abtun. Eine solche Einschätzung wäre allerdings kurzsichtig. Das Phänomen ist eher ein für die gesamte westeuropäische Entwicklung symptomatisches, wo wieder (nach kurzem Nachkriegshiatus) in den Regierungen und Verwaltungen der Bundesrepublik, Frankreichs und Großbritanniens der Blutadel eine unverhältnismäßig große Rolle spielt.

V.

Unter den hunderten von Verbindungen mit verschiedenen Traditionen sind jedoch nur wenige, die sich wie die angeführten Kösener Corps exklusiv-aristokratisch ordnen lassen — wobei die Corps die führende Rolle beanspruchen — darf nicht geleugnet werden.

VI.

Nur in den seltensten Fällen ist eine Korporation legitimiert, sich als demokratische Gemeinschaft zu bezeichnen. In den meisten Bünden sind die Alten Herren den aktiven Mitgliedern zahlenmäßig weit überlegen. Dazu kommt noch die Möglichkeit, das Verbindungsleben durch finanziellen Druck zu beeinflussen. Das heißt nicht, daß die Mo[illegible] der Alten Herren als irgendwie unedel oder rücksichtslos abgewertet werden sollen. Auch der mit persönlichen Opfern verbundene Einsatz der Alten Herren für die jungen Bünde soll nicht bestritten werden. Trotz allem kann kein Zweifel bestehen: hätten sich die Nachkriegsstudenten ihre eigenen Formen von Gemeinschaftsleben selbst aussuchen können, so würden sie auf viele Bräuche verzichtet haben, die die Alten Herren für unersetzlich halten. Nur nach leidenschaftlichen internen Debatten haben die Deutsche Burschenschaft und der Kösener SC-Verband die Bestimmungsmensur wieder einführen können. Es kam zu Spaltungen der einzelnen Bünde, zu Austritten in großer Zahl und in einigen Fällen zur Trennung des ganzen aktiven Bundes von seiner Altherrenschaft, wenn es nicht gelang, das Verständnis der Alten Herren für die Gegenwart zu gewinnen. Die meisten Korporationen mit waffenstudentischen Tradition mußten mächtige Erschütterungen hinnehmen, aus denen allerdings die Alten Herren doch schließlich als Sieger hervorgingen. Man kann sich so um die deprimierende Schlußfolgerung nicht herumdrücken, daß letztlich doch die finanzielle und gesellschaftliche Macht der Alten Herren ausschlaggebend ist. Die psychologische Bedeutung dieser Entwicklung ist nicht zu übersehen. Der Wille der Alten Herren hat über den aktiven Bund gesiegt, der Fuchs tritt gegen seine Neigung zur Mensur an (die Forderungen der Mensur wirken in einer Gesellschaft wachsender Sensibilität tatsächlich exklusiv). Der Fuchs unterwirft sich dem Überlieferten, gleichzeitig auch dem Älteren. Im Ritus der Initiation opfert er einen Teil seiner Persönlichkeit. Wenn es hier für den Neuling zu einem inneren Konflikt kommt, so kann dies zum Verlust der Selbständigkeit führen.

VII.

Ein zweiter Aspekt ist von größerer Bedeutung. Auf die große erzieherische Macht der Korporationen ist bereits hingewiesen worden. Aber im allgemeinen ist es nicht die Arbeit auf wissenschaftlichem oder sportlichem Gebiet oder die Beschäftigung mit ethischer Problematik, die hier gesellschaftlich relevant wird, sondern die Rolle als Institut für weltanschaulich-staatspolitische Erziehung. Dabei wird der einzelne Bund nicht als Träger bestimmter parteipolitischer Anschauungen tätig, es wird aber unter der didaktischen Führung der Alten Herren zur ideologischen Kadettenanstalt des Konservatismus, der Abwehr gegen das Fortschreiten der Demokratie und die Emanzipation der Frau. In der Korporationspresse findet man zwar heute kaum rechtsradikale Argumente oder etwa ein besonderes Interesse für Rassenfragen etc. Andererseits aber hat es den Anschein, als ob keine Verbindung sich die Aufgabe gestellt habe, irgendwie auf das Zustandekommen einer wirklich funktionierenden Demokratie in Deutschland hinzuarbeiten. Welche Korporationsverbände setzen sich heute für durchgreifende wirtschaftliche und gesellschaftliche Reformen ein oder auch nur für eine demokratische Neuordnung des Hochschulwesens? Daß sich unter der Studentenschaft in Westdeutschland und West-Berlin im WS 1958/59 nur etwa 5,2 Prozent Arbeiterkinder befanden[3]), ist deutliches Zeichen eines Mißstandes. Während nach vorwärts schauende Studenten- und Altakademikergruppen für geeignete Reformen agitieren, scheint es eine Hauptaufgabe der meisten Korporationen zu sein, die herkömmlichen aber undemokratischen Vorrechte eines begüterten und akademisch gebildeten Bürgertums zu konservieren. Das Interesse vieler Korporationen für die Situation der Arbeiterschaft, das u. a. beachtenswerte mehrtägige Begegnungen gezeitigt hat, scheint nicht auf Reformen zu zielen, sondern darauf, daß der Arbeiter die bestehende Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung akzeptiert. Hierin liegt eine Gefahr geistiger und sozialpolitischer Verknöcherung. Wie in allen entscheidenden Fragen der Korporationspolitik geben auch hier vorwiegend Alte Herren den Ton an.

VIII.

In einer weiteren Beziehung spielen die Korporationen eine eigentümliche Rolle. Viele haben sich die Pflege der Überlieferung eines Bundes zur Aufgabe gemacht, dessen Heimat jenseits des Eisernen Vorhanges liegt. Alte Herren dieser Korporationen unterstützen heute die westdeutschen Wirt-Korporationen in der Hoffnung, daß diese eines Tages mit westdeutscher Hilfe den alten Bund wieder an der alten Heimatuniversität neubegründen können. Als Folge eines steigenden politischen Realismus der westdeutschen Studentenschaft hat sich seit den fünfziger Jahren die Sprache der energischen Revisionisten gemäßigt. Obgleich sie taktvoller und zurückhaltender geworden sind, scheinen die Sprecher der Korporationen sich aber noch nicht für eine Versöhnung zwischen Deutschen und Polen, Deutschen und Russen, Deutschen und Tschechen einsetzen zu wollen. Unter den vielen Aspekten des Korporationsstudententums, die gerade den ausländischen Betrachter interessieren, fühlt er sich besonders von diesem letzten betroffen.

1) „Deutsche Universitäts-Zeitung", IV. Jahrg., Nr. 22 (18. Nov. 1949) S. 18.

2) Vgl. Beilage zur „Deutschen Corps-Zeitung", 60. Jg., Nr. 2 (April 1959) S. 11; 20; 25.

3) Gerhard Kath, Das soziale Bild der Studentenschaft in Westdeutschland und Berlin (Bonn, 1960) S. 29.

massengrab für studienräte

„Das hätte billiger sein können!" Diese Worte richtete der Geschäftsführer des Bonner Studentenwerks, Dr. Werner Klett, an die Studentinnen und Studenten der dortigen Philosophischen Fakultät, von denen nahezu jede(r) dritte (28 %) im Wintersemester bei den Staatsexamina „durchgefallen" ist. Wohlgemerkt: Bei all diesen verhinderten Studienräten handelt es sich ausschließlich um Stipendiaten, sogenannte Honnefer. Mit anderen Worten: 150 000 Mark staatliche Förderungsmittel müssen wohl oder übel abgeschrieben werden, auch wenn es der eine oder andere noch beim zweiten Anlauf „schafft".

Eine alarmierende Nachricht? Bereits vor drei Jahren stellte ein Ministerialrat im Bundesinnenministerium die Hochschulen vor die Entscheidung, „ob es der Standard der Hochschule nicht erfordert, daß sie nach einem strengen Begabungs- und Leistungsmaßstab etwa jeden vierten Hochschulbesucher aus der Hochschule h e r a u s p r ü f e n". Der Beamte konnte auch einen gewissen Beweis antreten. Tatsächlich verlassen heute 25 % der Studierenden die Universität ohne festen Studienabschluß. Spezifizieren ließ sich diese Zahlenangabe allerdings nicht.

Leider! Denn was beweisen solche Zahlenspielchen schon! Wie hoch mag unter den „gescheiterten Existenzen" wohl der Prozentsatz derjenigen sein, die auch ohne Abschluß das uralte „Studienziel Bräutigam" erreichen? Und wie groß ist der Anteil derer, die sich den wenigen, noch nicht durch Diplome verbarrikadierten Studienzweigen zugewandt haben? Wie viele Ausländer werden darunter sein, die sich nicht akklimatisieren konnten? Und — wie viele Studierende der Philosophischen Fakultät?

Es hieße doch vorschnell urteilen, wollte man vom Prüfungsdebakel prompt auf „mangelnden Standard" der Bonner Kommilitonen schließen. Handelt es sich doch hier um eine Fakultät, die in der Regel zu 90 Prozent Lehramtskandidaten „ausbildet".

Liegts etwa gar an den oft berufenen tausend Zöpfen der Philologie? Im Extremfall kann heute zum Beispiel ein Staatsexamenskandidat der Germanistik (und das heißt doch ein zukünftiger Lehrer) seinen Befähigungsnachweis zu rund 75 % mit Wissen aus dem Altdeutschen bestreiten. Die Liebe zur Philologie erstirbt dergestalt bald im Gestrüpp der gotischen, oder der altenglischen und altfranzösischen Grammatik. Ein Wissen, das lediglich für ein Examen auf Konserven gezogen wird, nimmt den Kopf als Regal und das Examen als Sprungbrett in Ehe und Beruf. Der in den Prüfungsordnungen scheinheilig postulierte Überblick über das ganze Fachgebiet — und nicht nur über dieses — erweist sich als hohle und allseits belächelte Deklamation. Die bitter notwendige Spekulation auf die Eventualitäten der Prüfung muß die nicht stattfindende Teilhabe am Wissenschaftsbetrieb ersetzen.

Woran liegt's? Zu welchem Schluß zwingt das Bonner testimonium paupertatis? „Viele der geltenden Prüfungsordnungen sind zu sehr darauf abgestellt, daß der Student zahlreiche Einzelgebiete nebeneinander beherrschen soll. Es ist richtig, daß die Examenswirklichkeit (!) den Anforderungen der Prüfungsordnung häufig nicht entspricht. Der Student etwa, der im Philosophicum nach der Prüfungsordnung die gesamte Philosophiegeschichte beherrschen soll, wird in Wahrheit nur im Zeitraum einer halben Stunde über einige ganz allgemeine oder über enge Einzelbereiche befragt. Aber dieser Umstand ändert nichts daran, daß die in der Examensordnung aufgestellten umfangreichen Wissensanforderungen das Studium steuern. Der Student kann ja nicht wissen, welche einzelnen Probleme im Examen eine Rolle spielen werden." Die Meinung eines Studenten? Gefehlt! Die des Wissenschaftsrates, der „zwar keine konkreten Vorschläge für Änderungen der Studiengänge machen kann, ihnen jedoch erhebliche Bedeutung zumißt".

Ob man im Bonner Philosophischen Dekanat diese klaren Sätze gelesen hat? Man weiß es nicht. Leider.

Notabene: Rudolf Walter Leonhardt, selbst einige Jahre Lektor für deutsche Sprache und Literatur in Cambridge, hat an Hand von Statistiken nachgewiesen, daß von fünfzig Studenten der Germanistik es nur acht nicht zum Examen bringen. Sollte in Bonn die Relation von Angebot und Nachfrage an Studienräten eine Rolle gespielt haben? Der Markt ist ja bekanntlich saturiert.

Marcel Osten

Enzensberger über Brentano

Hans Magnus Enzensberger: Brentanos Poetik. „Literatur als Kunst", Hanser Verlag München 1961.

Martin Walser leitet seine Arbeit „Beschreibung einer Form" (Kafka) mit einem Kapitel „Der Dichter und die Dichtung" ein, an dessen Ende behauptet wird: „Bei Kafka muß man das Leben aus dem Werk erklären, während das Werk auf Erhellung durch die biographische Wirklichkeit verzichten kann." (S. 17)

Nun geht es aber bei der Kritik, die mit Recht am Biographismus geübt wird, nicht darum, in welcher Richtung die Gleichung individuelles Dichterleben – Dichtung gelesen werden darf, sondern um eine grundsätzliche Besinnung auf die Beziehung beider Bereiche zueinander. Enzensberger hat in seiner Arbeit über „Brentanos Poetik" nicht nur beide Richtungen gegenseitiger Erhellung als identisches Mißverständnis gegenwärtig, wenn er sagt, daß es grundsätzlich unmöglich sei, „Brentanos Dichtung an Hand der Biographie, seine Biographie an Hand der Dichtung zu erklären" (S. 12), sondern er gibt auch eine theoretische Formel dafür, wenn er von einem „ontologischen Mißverhältnis" (S. 11) spricht. Er widmet dann dem Verhältnis von empirischem und dichterischem Bewußtsein ein instruktives Kapitel.

Es kann nun hier nicht im einzelnen auseinandergelegt werden, was sich im „ontologischen Mißverständnis" dialektisch verbirgt, nur soviel sei gesagt, daß übers Wort psychische Realität nie zu erscheinen vermag. Diese versinkt mit dem Körper des Dichters durch die Zeit. Im Begriff kann man nie etwas r e - konstruieren, im Begriff kann man nur etwas k o n s t r u i e r e n. Was sich ergibt, ist nie Person, sondern immer Literatur. Von einem Mißverhältnis kann man also nur ontologisch reden; dialektisch betrachtet nimmt Dichtung ebenso wie ihre Reflexionsstufe, die Interpretation, jenen Widerspruch als den im Begriff aufgehobenen von Sein und Denken in sich herein und überläßt die Biographie als unbegriffliche (unliterarische) Unmittelbarkeit, als Ding an sich, sich selbst.

Literaturkritik entfaltet den Begriff des dichterischen Subjekts vom ästhetischen Gebilde her, und wenn der Dichter sich in Widerspruch zu jenem „poetischen Subjekt" direkt äußern sollte, so hat doch jenes die höhere Wahrheit einer begrifflichen Konstruktion.

So etwa, wenn Brentanos Lyrik von einem poetischen Subjekt getragen wird, wie es die Theorie der Frühromantiker fordern, während der Dichter in unmittelbaren Äußerungen die Poetik eines Friedrich Schlegel brutal ablehnt. Das Indirekte hat gegenüber dem Direkten immer die höhere Wahrheit (vgl. Enzensberger S. 126).

Enzensberger baut seine Arbeit auf der Interpretation von vier Gedichten auf, deren Auswahl bereits das Klischee des Liedermanns Brentano ignoriert. So erarbeitet er sich Kategorien zur Beschreibung dessen, was er die Poetik, die dem Dichter „eigentümliche – überkommene und originale – Art und Weise, wie er der Wirklichkeit und der Sprache gegenübertritt" (S. 11) nennt. Im Mittelpunkt jenes Prozesses findet er „Entstellung" am Werk und meint damit nun nicht die selbstverständliche Entstellung einer Wirklichkeit, die jeder poetische Prozeß leistet und die man eher Feststellung nennen müßte, weil sie der Moluske Welt Form verleiht, sondern innerhalb jener Feststellung gleichsam einen Sonderprozeß, in welchem Brentano Sprichwörter, Floskeln, konventionelle Metaphern dem gewöhnlichen Zusammenhang entreißt. Zuerst nur ein Moment wird im Verlauf der Untersuchung Entstellung immer mehr zum Zentralbegriff bei der Beschreibung von Brentanos Poetik, dem sich „syntaktischer Choc", „Klangetymologie", „Mehrdeutigkeit", „rhythmische Zerklüftung", „Evokation" unterordnen. Dabei bliebe denn doch zu fragen, inwiefern jenen Kategorien nicht eine über Brentanos Dichtung hinausgehende allgemeine Bedeutung zukommen würde, wenn nicht auch bei Enzensberger die Tendenz bestünde, sie als Kategorien einer modernen Poetik sichtbar werden zu lassen, was aber auch heißt, die gewohnte Rückführung der modernen Poetik auf die Franzosen grundsätzlich in Frage zu stellen.

Genaue Auskunft über Brentanos Lyrik und Poetik können nun aber nur die einzelnen Untersuchungen geben, in denen Enzensberger die Gedichte als Chiffren des Herzens vorführt. Es sei darauf verwiesen.

Nun stößt aber Enzensberger im Verlauf seiner Arbeit auf Begriffskomplexe, die – wie er sagt – nur aus dem Ganzen des poetischen Werks begriffen werden könnten (S. 81). Hieran kann sich nun ein Mißverständnis knüpfen, wenn sich nämlich plötzlich die Magie der letzten Chiffren zu privater Bedeutung aufzulösen scheint. Es entsteht das Bedürfnis zu erfahren, auf welche Weise in so berühmten magischen Formeln wie

„O Stern und Blume, Geist und Kleid
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!"

Nicht-Privates existiert. Denn ohne Zweifel braucht es nicht das Wissen von der Genese jener Begriffskomplexe, damit die Formel als Poesie erfahren wird. Möglicherweise ist die Macht jener Formel sehr weitgehend Rhythmus, der die Begriffe mitreißt und so dem Denken, zu dem sie führen, den Glanz eines Affekts vermittelt. (Dabei wäre Rhythmus nicht als leere Zeitschwingung zu betrachten, sondern als sinnlich geistige Erfahrung des Stils eines Gedichts.

Mißverständlich kann auch der Begriff der Genese überhaupt wirken, besonders, weil Enzensberger jenen Vorgang der Komplexbildung mit dem empirischen Ich nicht auch konsequent der chronologischen Zeit entzieht. Indem aber tatsächlich die Komplexe als Produkte des tätigen poetischen Subjekts vorgeführt werden, zeigt Enzensberger durch die Beschreibung der Genese nicht, wie hier ein besonderer Inhalt durch private Begrenzung der Begriffe erwächst, sondern vielmehr, wie sich Inhalt hin zur Poesie zugunsten eines neuen Gehalts verliert, der eben jene sprachliche Gegenwart wäre, deren Wirkungsweise genauer zu beschreiben nicht unmittelbar in der Absicht des Autors liegt. Die Einbeziehung des ganzen Werks soll also nicht zum Verständnis der besonderen Inhalte von Wörtern im Komplex führen, sondern zum Verständnis des Prozesses, in welchem Inhalte sich im Gedicht zu neuem Gehalt verflüchtigen, zum Verständnis des Vorgangs, den man mit einem Begriff der „moder[illegible] Poetik" Chiffrenbildung nennt.

Nicht aber, daß Enzensberger die Beziehung von Brentanos Poetik zu derjenigen der Moderne aufweist, bedeutet eine Veränderung des herrschenden Brentanobildes, sondern daß er gegen Staiger und [illegible]dy etwa die absolute Vorherrschaft des Musikalischen leugnet. Er stellt überzeugend dar, daß Brentanos Lyrik sehr wesentlich eine abstrahierende Tätigkeit herausfordert und sie durch die Struktur ihrer Chiffren gleichsam rhythmisiert. Auch wird als poetisches Subjekt von Brentanos Poesie nicht jenes durchaus planlos passive sichtbar, das Staiger aus den Balladen erschlossen hat, sondern eine Kraft, die unabhängig vom empirischen Selbstbewußtsein beharrlich und kontinuierlich einen Stil, bzw. die seine Einheit begründende Poetik ausbildet. So gehört es auch zu den wichtigsten Ergebnissen von Enzensbergers Arbeit, daß die Konversion Brentanos offenbar keinen Einfluß auf seine Poetik und die Qualität seiner Lyrik gehabt hat.

Wenn nun Enzensberger in einem salopp untertreibenden Nachwort sich von seinem ‚Jugendwerk' in dem Sinne distanziert, daß er beispielsweise „das Fehlen jeder soziologischen Perspektive, die Insistenz auf die sogenannte immanente Methode der Interpretation, die unkritische Beschreibung einer hermetischen ‚Innenwelt' des Gedichts" (S. 140) kritisiert. dann trifft er hiermit wohl eher Nicht-Geschriebenes als Geschriebenes. Um ein Gedicht erfassen zu können, muß man sich zuerst in materialnahen Begriffen auf seine Welt einlassen, bevor man sich, in welchen Kategorien auch immer, von ihm distanziert. Allerdings – die Distanzierung braucht nicht in einer neuen Arbeit zu geschehen, sondern die Interpretation sollte im Verlaufe ihrer Ausbildung immer kurzfristiger auf die Totalität reflektieren, um auf diese Weise immer größere Dichte zu gewinnen und so die isolierende Wirkung einer Terminologie aufzusprengen.

Helmut Hartwig

Ernstgemeinter Spaß

Arno Holz, Dafnis – Lyrisches Porträt aus dem 17. Jahrhundert, Verlag für Literatur und Zeitgeschehen Hannover, 278 Seiten.

Im Jahre 1900 kramte in einem Innsbrucker Buchantiquariat ein Herr, der Arno Holz hieß, so geschickt desinteressiert herum und machte dank seines Zwickers auf den schläfrigen Handlungsgehilfen einen so seriösen Eindruck, daß es ihm gelang, das Buch in das er sich recht heftig verliebt hatte, das er aber beim besten Willen nicht bezahlen konnte, so eins! zwei! drei! unter seinem dunkelblauen Ulster verschwinden zu lassen . . .

Dieses Episödchen, das ein „guter Freund" des Bücherdiebes überlieferte, enthält den Schlüssel zu einem der reizvollsten Brocken deutscher Literatur:

Arno Holz verließ nämlich jenen Innsbrucker Laden mit dem spaßigen Plan, das mitgehende Buch – einen Kalender – poetisch zu betexten, d. h. zu den Illustrationen – Monatsbilder in derb-barocker Manier von Franz Nager – ein Dutzend Gedichte im gleichen behaglich unverschämten Stil zu bosseln.

Nach einer „vierten Hungerkur im Dienste der Dichtung" (seine erste hatte ihm fürs „Buch der Zeit", „für 4½ Hundert Seiten Lyrik ein Honorar von 25 Mark eingebracht") veröffentlichte er 1903 im Insel-Verlag die Früchte seiner höchst persönlichen Begegnung mit dem Geist jener damals so unbeliebten Epoche: „Lieder auf einer alten Laute – Lyrisches Porträt aus dem 17. Jahrhundert."

Und es geschah: ein Staatsanwalt warf seine trüben Augen auf diese „Schweinerei in alten Reimen" und beförderte sie mit amtlicher Entrüstung – zum Bestseller, welchem Umstand der neugegründete und geschäftstüchtige Piper-Verlag, der die „lyrische Spekulation" übernommen hatte, seinen Einstieg ins große Literaturgeschäft und Holz für immer den üblen Ruf eines Herrenabend-Humoristen verdankten. Nicht zuletzt dieser „Erfolg", den die Gedichtssammlung als Männer- und Mitternachtsbuch in Offizierskasinos und in Altherrenzirkeln hatte, bewegte den Autor dazu, auch in den nächsten Jahren seine alte Laute zu schlagen: 1904 erschien das Werk als „Dafnis" mit dem Anhang „Auffrichtige und Reuemühtige Buß-Thränen" und 1922 erfolgte die Zugabe „Neue Dafnis-Lieder".

Für die große Arno-Holz-Ausgabe der zwanziger Jahre wurden alle Gedichte zu „Dafnis – Lyrisches Porträt aus dem 17. Jahrhundert" neu geordnet. Dieser endgültigen Fassung folgt die vorliegende Ausgabe.

Die Literaturkritik kommentierte damals: „Herr Holz, der in seinen Jünglingsjahren Emanuel Geibel nachahmte, . . . dichtet jetzt im Stil des 17. Jahrhunderts"? Daß aber die Literaturwissenschaft jener Jahre zu dem blamablen Mißverständnis vom „Humoristen Arno Holz" kam! so z. B. Eduard Engel die „Dafnis-Lieder" als „eine Arbeit, . . . die eben nur als glänzend gelungene Schnurre gelten darf" abtat!

Die erste Idee, die Arno Holz bei jenem Innsbrucker Kalender-Klau bewegte, hatte die grundsätzliche Folge stofflicher und stilistischer Ausschlachtung der Barocklyrik: die „Dafnis-Lieder" imitieren in Stoff, Sprache und Vers, ja auch in der Orthographie und im Druckbild die Gedichte des 17. Jahrhunderts, ja, sie sind auf den ersten und zweiten Blick so echt „barock" – selbst in den heimlichsten Tonfällen –, daß man eine Zeitlang ein „unerhörtes Plagiat" vermutete.

Eine Spur jenes Planes, den Monatsbildern des Kalenders Gedichte gegenüberzustellen, läßt sich leicht in der Struktur der Gedichtssammlung ausmachen, die sich als poetischen Jahreslauf gibt. „Er freut sich / daß es Winter ist", „Er freut sich / daß es Frühling ist" und so weiter bis: „Er freut sich / daß es wihder Winter wird".

Zwischen diesen Stationen freut sich Dafnis freilich über alles nur mögliche, das nicht Jahreszeiten verpflichtet ist, übers „sauffen", „rauffen", „fressen" und „lihben" und „lihben" und „lihben" usw.! Der ursprüngliche Plan, der Ansatz zu einem Dutzend Gedichte ist überwuchert, das Holz'sche Talent hat sich freigespielt, bei der intensiven Beschäftigung mit der Barocklyrik hatte der Autor den Kalender mit seinen Monatsbildern vergessen: nicht irgendein lyrischer Jahreszyklus, sondern eine komplette „menschliche Komödie" liegt vor uns: die kokett unbefangene Lebensbeichte eines mit beneidenswerter Potenz pokulierenden und karessierenden Purschen, der sich gelegentlich auch in der Rolle eines zopfigen Gelehrten gefällt, und schließlich auf dem Totenbett die nötigen „Buß-Thränen" – freilich: ein wenig augenzwinkernd – vergießt. Wer von hier aus, auf die zahlreichen Passagen schielend, in denen alle Phasen eines genüßlichen Lebens gepriesen werden, die „Freß-, Sauff- und Venuslieder" in die Schublade „Unterhaltungsspielerei mit einem Stich ins Pornographische" einordnet und damit auf die Nachttische ablegt, der verkneift die Augen vor einem erstaunlichen, weil genießbaren Beleg des Zusammenklanges von naturalistischer Poetik und dichterischem Talent. Arno Holz äußert sich über seinen „Dafnis": „Ich wende in ihm die Methode, ein Stück Leben so treu wie nur irgend möglich zu spiegeln, auf die Vergangenheit an", so sollte man das „Porträt aus dem 17. Jahrhundert" doch wohl auch ein bißchen im Zusammenhang mit der Poetik des Naturalismus sehen. Und: was kann Arno Holz dafür, daß das Produkt seines historisierenden Naturalismus genießbarer und reizvoller ist als etwa der Monumentalschinken „Florian Geyer" des Dichterfürsten Nr. 2 Gerhart Hauptmann?

Freilich, solche Töne, in denen der Schäfer Dafnis jauchzt und jammert, werden in der „echten" Barocklyrik nur angeschlagen (vor allem bei den Leipziger Studentendichtern, z. B. bei Kaspar Stieler), sie sind dort niemals autobiographisch und realistisch, sondern nur literarische Attitude. Es wäre zu beschränkt, wollte man der Holz'schen Gedichtssammlung so ohne weiteres historisch echten Porträtcharakter gemäß seines naturalistischen Anliegens bescheinigen; man muß auch die andere Seite des Buches im Auge behalten: es ist eben a u c h eine literarische Schnurre, ein literarischer Spaß, nicht nur ernstgemeintes Geschichtsbild und Stilporträt. **Hubert Gersch**

Einundzwanzig Geschichten

Reinhardt Lettau, „Schwierigkeiten beim Häuserbauen", Geschichten, 147 S., Carl Hanser Verlag, München, 1962.

Ein junger Germanist und Literaturgeschichtler namens Lettau hat sein erstes Buch gefüllt mit 21 Geschichten, deren geistige Ahnen nicht so ohne weiteres zu ermitteln sind, was einmal aufs Metier des jungen Mannes zurückzuführen ist, zum andern aber auf die Tatsache, daß es derer offenbar viele sind, so viele, daß man zuguterletzt nur noch sagen kann: der Lettau ist ein Geschickter, und belesen dazu, ein Humoriger, und den Kusenberg hat er auch unter die 21 literarischen Knackwürste verarbeitet, so fein, daß man ihn fast nicht mehr schmeckt. (Der Rezensent hat ein Kraus-Bändchen in wohlfeiler Taschenbuchausgabe gelesen.)

Obwohl sich kaum etwas drüber sagen läßt – und das mache ich ihnen zum Vorwurf –, soll doch hier etwas gesagt werden über die 21 Geschichten: also, die Geschichten an sich, z. B. „Die Ausfahrt", „Einladung zu Sommergewittern", „Beim Vorbeifahren der Potemkinschen Kutsche" und wie sie alle heißen mögen, sind ja nicht einmal so schlecht, hier und da sogar mehr als nicht einmal so schlecht durch ihre galant-steife Akkuratesse und biedermeierlich-umständliche Behaglichkeit der Formulierung; es darf und muß jedoch gefragt werden, ob ein literarischer Adept mit derartigen Feierabendprodukten, bei denen man auch noch das vertrackte Gefühl hat, daß sie durchaus nicht so ganz ohne jeden Anspruch und vielleicht sogar symbolische, chiffrierte usw. Muttersäue sind, ob also ein Jungliterat damit seine Antrittsvorstellung geben sollte, ob der Kauf des Büchleins nicht als Fehlinvestition angesehen werden muß, wenn derartige Geschichten in den Sonntagsbeilagen besserer Blätter gratis mitgeliefert werden.

Von einem jungen Autor erlaube ich mir zu erwarten, daß er zuerst ein bißchen literarische Farbe bekennt, bevor er flott-humorig geheimnisende – und nicht einmal kostenlose! – Talentpröbchen unters erwartungsvolle Auditorium verteilt. **Hans Georg Rockemer**

Die erste Stelle nach dem Examen

vermittelt die

Zentralstelle für Arbeitsvermittlung

Frankfurt/Main, Eschersheimer Landstraße 1-7

Prospekte und Stellenanzeiger sind beim ASTA und den Prüfungsämtern erhältlich

DIETER WELLERSHOF

Konventionelle Konventionen

Was geschieht, wenn Konventionen konventionell werden? Die Frage klingt sinnlos, da es doch offenbar das Wesen jeder Konvention ist, konventionell zu sein. Dennoch hören Sie vielleicht heraus, daß in der Bezeichnung „konventionell" Kritik enthalten ist. Da klingt mit, daß etwas zwar noch allgemeinüblich, aber auch schon abgestanden, altmodisch, verbraucht, entleert ist. Es hat seinen Gehalt verloren und besteht nur noch als äußerliche Form. Das aber kann man durchaus nicht von jeder Konvention sagen. Intakte Konventionen werden vielmehr als etwas Selbstverständliches, fraglos Gültiges, ja geradezu als Natur erlebt und entsprechend erscheinen Abweichungen, und Verstöße als widernatürlich und monströs. Wenn Verhaltensnormen, Denkgewohnheiten, Wertsysteme als Konventionen erkannt werden, dann ist ihre Gültigkeit schon erschüttert.

Was geschieht, wenn das geschieht, wenn die Konventionalität einer bisher geltenden, als natürlich erlebten Verhaltensnorm sichtbar wird? Man wechselt aus einer Naivität in die nächste, man streift die alte Lebensform als bloße Konvention, als etwas Künstliches, ja Widernatürliches ab und zwar unter Berufung auf eine neue Natürlichkeit, die aber wiederum eine neue, nur noch undurchschaute Konvention ist. Denn, so argumentiert der Anthropologe Arnold Gehlen, dessen Gedankengängen ich hier folge, es gibt d i e Natur des Menschen gar nicht. Der Mensch ist immer so oder so kulturell geprägt und es hängt vom Stil der Kultur, vom Geist der Epoche ab, was er für seine Natur hält, welche Konventionen des Verhaltens, Denkens, Wertens ihm natürlich erscheinen.

In den letzten Jahrzehnten hat die vergleichende Kulturanthropologie immer neue Belege dafür gebracht, daß die menschlichen Lebensformen, die Konventionen des jeweils Natürlichen verwirrend vielfältig sind. So hat Margaret Mead einen Südseestamm beschrieben, bei dem die Rollenverteilung der Geschlechter das genaue Gegenteil unserer Konventionen des Männlichen und Weiblichen ist. Dort ist die Frau der energische, sachliche, führende Partner, der die Güter herstellt, den Handel betreibt und in der Erotik die Initiative hat, während die Männer putzsüchtig, passiv, kokett, launenhaft und abhängig sind und sich dem Tanz und den schönen Künsten widmen.

Auf eine bestimmte menschliche Natur kann man also nicht zurückgreifen, wenn man eine bestimmte menschliche Lebensform verstehen oder gar beurteilen will. Offenbar ist diese Variabilität, die Fähigkeit, sein Leben auf die verschiedensten Weisen kulturell zu formen, die Natur des Menschen. Der Mensch ist biologisch nicht festgelegt, nicht in einer bestimmten Richtung spezialisiert, der Welt nicht eindeutig zugeordnet, sondern steht offen im Umkreis unübersehbarer Möglichkeiten, muß sich deshalb selbst zu etwas machen, er muß sich kulturell definieren, um so oder so zu sein.

Diese Erkenntnis hat ihre bestimmten historischen Voraussetzungen. In einer geschlossenen stationären Kultur hätte man die Erfahrung der Variabilität des Menschen nicht machen können. Da erscheint er vielmehr als etwas so Unveränderliches wie die herrschende nicht als Konvention durchschaute Lebensform selbst. Wenn dagegen die Enkel nicht mehr so leben wie ihre Großväter, sondern die Verhaltens- und Denkmodelle sogar innerhalb einer Generation mehrmals wechseln, wenn ferner der Vorrang der konkreten Nähe gebrochen wird und durch allseitige Information und unbeschränkten Verkehr das Ferne, Fremde, Andere nahegerückt, dann verwirrt sich das Bild des Menschen, es verliert seine Eindeutigkeit.

Das ist unsere Situation. Verkehr und Nachrichtentechnik und die internationalen Verflechtungen der Wirtschaft und der Politik haben die ehemals geschlossenen Kulturräume aufgebrochen. Sie sind durchlässig geworden, müssen immer neue Außenreize verarbeiten und bleiben so in dauernder Bewegung. Vor allem aber hat die industrielle Kultur eine ungeheure Eigendynamik. Unaufhörlich verändert die wissenschaftlich-technische Entwicklung die Lebensbedingungen, entwertet traditionelle Verhaltens- und Denkmuster, zwingt die Menschen zu stets neuen Anpassungen an die veränderte Umwelt. Die Wissenschaften vom Menschen — Anthropologie, Soziologie, Psychologie und die Wirtschaftswissenschaften — erhalten dadurch Stoff und Impulse. Sie versuchen diesen komplexen Vorgang zu erfassen, prägen aber auch produktiv — die Veränderung des Sexuallebens durch die Psychoanalyse ist ein Beispiel — neue Verhaltens- und Denkmodelle. Die Massenkommunikationsmittel sorgen für ihre rasche allseitige Verbreitung.

Es ist also wohl einleuchtend, daß die Erkenntnis, der Mensch habe gar keine bestimmte Natur, sondern nur wechselnde Konventionen des Natürlichen, aus der Erfahrung dieser rapiden Dynamik der Verwandlung stammt, die sie fortwährend neu belegt. Deshalb ist auch der Versuch, aus ihr wieder ein konservatives Argument zu gewinnen, also alte Konventionen zu verteidigen, weil doch jede neue, vermeintlich natürlichere Lebensform auch nur eine neue Konvention sei, ein vergebliches Unterfangen. Dieses Argument bewirkt vielmehr, daß kein neues Verhaltensmuster die selbstverständliche Naivität des Natürlichen gewinnen kann. Von vornherein ist alles als Konvention durchschaut, hat kaum mehr als modische Kraft und wenn Moden auch vorübergehend neue Massenschablonen schaffen, neue Muster prägen, sie bleiben flüchtig, sie finden keinen Grund, in dem sie sich verankern können, sie können sich weder als gottgewollt noch als natürlich verstehen. Die meisten Menschen haben zwar kein Bewußtsein davon, reagieren aber entsprechend, indem sie sich dem jeweils Neuen widerstandslos öffnen, sich aus ihrer fundamentalen Unsicherheit heraus immer wieder modisch überformen lassen. Bei der Intelligenz dagegen, die sich der Konventionalität jedes menschlichen Verhaltens und Denkmusters bewußt ist, entstehen andere, nicht minder typische Einstellungen. Eine möchte ich hier besonders hervorheben: die permanent parodistische Haltung. In der Parodie wird eine Konvention unernst mitvollzogen und zugleich überholt, sie wird durch ironisch übersteigerten Gebrauch entwertet, als mechanischer Trick entlarvt, ins Absurde hinübergespielt. Die zeitgenössische Literatur, besonders die Theaterliteratur, bietet zahlreiche Beispiele für dieses Verfahren. Nicht nur traditionelle Formen und Stoffe werden parodiert, sondern auch das Theatralische überhaupt. Das ist eine Literatur, die mit einem zwinkernden Als-ob auf ihre naive literarische Vorlage oder ironisch distanzierend auf die Realität verweist. Nur zum Schein ist sie naiv oder poetisch oder dramatisch und sie erwartet, daß man den Schein durchschaut. Da gibt es Dialoge, die nur in zweiter Instanz komisch sind. Nicht von dem, was die Schauspieler sagen, geht die Wirkung aus, sondern das Miteinandersprechen selbst wird in komisch-groteske Beleuchtung gebracht. Vor allem auf die Sprache selbst fällt der schärfte Verdacht. Sie erscheint als ein Nest des Unsinns, als ein System von Fallen. Das alltägliche Reden stolpert in Mißverständnisse hinein oder wird zu einem Schattengefecht leerer Floskeln. Als Beispiel hier eine kurze Dialogpartie von Boris Vian. Eine Familie berät mit der Hausangestellten, was man zu Mittag essen soll.

— Was mach ich fürs Mittagessen?
— Fürs Mittagessen oder für uns?
— Was soll ich kochen?
— Wir können kalt essen.
— Wen essen?
— Was essen?
— Kalbfleisch, Suppe, Radieschen, Grieß, Steinbutt, Karotten oder Knödel. Oder vielleicht Aal, Salami, Frikassee, Schweinskopf in Essigsauce oder Muscheln?
— Zuerst einmal, was bleibt uns übrig?
— Nudeln.
— Ich möchte keine Nudeln. Immerhin, nach einer solchen Nacht . . .
— Machen Sie Nudeln, da es nichts anderes gibt.
— Warum Nudeln machen, wenn es schon welche gibt?
— Also kochen Sie sie.

Das Mißtrauen gegen die Sprache, der Versuch, sie durch ironischen Gebrauch zu entlarven, greift alle Konventionen des Denkens und Verhaltens an der Wurzel an. Dieser Weg führt direkt ins Verstummen, und daß zum Beispiel die moderne Lyrik dabei ist, die Sprache auf Artikulationen unterhalb der Bedeutungsebene zu reduzieren und andererseits Begriffe wie „Aussage" und „Botschaft" in der modernen Literaturtheorie in Verruf geraten sind, weist schon deutlich darauf hin. Der Angriff auf die Konventionen der Sprache ist radikaler als die voraufgegangenen Angriffe auf nationale oder soziale Vorurteile. Er ist die letzte Phase im Abbau traditoneller Selbstverständlichkeiten, den die beschleunigte Verwandlung der Welt in Gang gesetzt hat. Fragt sich nur, was als kritischer Impuls dabei wirksam ist. Glaubt man vielleicht noch immer, unter dem abgebrannten Überbau der Konventionen endlich das absolut Reale, die menschliche Natur zu entdecken?

HANS PRESCHER

Die aufhaltsame Entdeckung des Oskar Panizza

Nach Kriegsende schien Oskar Panizza gänzlich vergessen zu sein. Nur ein kleiner Kreis von Liebhabern kaufte in Antiquariaten seine grotesk-phantastischen Geschichten und seine unflätigen Pamphlete gegen Kirche und Staat, entstanden zwischen 1890 und 1900. Walter Mehring war der erste, der wieder an ihn erinnerte. In seinem Buch „Die verlorene Bibliothek" (1952) zählte er ihn zu den „Hexenmärchenerzählern, Apokalyptikern, Satanikern". Er rückte ihn in die Nähe des Marquis de Sade, was für den Leumund, nicht aber für den Rang stimmt. Einem französischen Germanisten, Jean Bréjoux, kam Mehrings Buch in die Hände. Auch bei Kurt Tucholsky hatte er schon hohes Lob für Panizza gelesen. Ihm gelang es, André Breton, den Altmeister des literarischen Surrealismus, für Panizza zu begeistern. 1960 erschien Panizzas Hauptwerk „Das Liebeskonzil", übersetzt von Bréjoux, in Paris. Breton feierte im Vorwort den Autor als einen Dichter, der tief in die Abgründe des Bösen eingedrungen wäre und meinte, es sei an der Zeit, ihn nunmehr zur Kenntnis zu nehmen.

Das nie aufgeführte Theaterstück „Das Liebeskonzil" ist allerdings ein höchst suspektes Werk, behandelt es doch nichts anderes als den Ausbruch der Syphilis in Europa Ende des 15. Jahrhunderts. Im himmlischen Rat wird der Teufel beauftragt, ein Mittel zur Bestrafung der sündigen Menschheit zu finden. Mit Salome, der „schönen Köpferin", zeugt er ein reizvolles Mädchen, das auf die Erde geschickt wird, um das Blut der Menschen zu vergiften. Geniale satirische Passagen stehen neben Geschmacklosigkeiten und makabrem Humor. „Satanische Größe" bescheinigte ein Zeitgenosse dem Autor. Der alte Fontane sprach von einem „sehr bedeutenden Buch". Liliencron urteilte: „Kolossal, geradezu kolossal". Aber ein Münchner Gericht dachte anders: Panizza wurde 1895 wegen Gotteslästerung zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, das Buch wurde verboten. Der Autor geriet in Verruf.

Von der Tatsache, daß Franzosen für einen aus unserem Bewußtsein verdrängten deutschen Schriftsteller eingetreten waren, nahm man bei uns zunächst wenig Notiz. Kurz darauf erschienen die „Gesammelten Werke" Kurt Tucholskys, die mehrere Würdigungen Panizzas enthalten, etwa: „Dr. Oskar Panizza ist wohl, als er noch bei Verstande war, der frechste und kühnste, der geistvollste und revolutionärste Prophet seines Landes gewesen." Zweifellos hat Tucholsky von dem fränkischen Rebellen Panizza Impulse empfangen, in den Themen wie im Ton und in der Argumentation zeigen sich Ähnlichkeiten. Panizza wiederum berief sich gern auf Heine, nur hat er plump und grob geschimpft, wo Heine mit dem Florett gefochten hatte. Von Heine über Panizza zu Tucholsky führt ein Strang zeitkritischer deutscher Literatur; alle drei verließen ihr Vaterland und übten von Paris her, aus der Distanz und im Kontrast zu den deutschen Verhältnissen, massive Kritik an den Zuständen in Deutschland.

Das Interesse für Panizza wuchs. Im Sommer 1961 stellte eine Zeitung eine Erhebung in Antiquariaten an, wobei sich Panizza als der „Spitzenreiter" unter den gefragten Autoren erwies. Ein schmaler Sammelband literarisch gänzlich unbedeutender Jugendgedichte wurde mit 100 Mark gehandelt, das „Liebeskonzil" erzielte Preise zwischen 150 und 200 Mark. Am ehesten erhältlich sind noch die 1914 gesammelt erschienenen Erzählungen „Visionen der Dämmerung". Im Februar 1962 brachte der Südwestfunk eine Abendstudio-Sendung über den „literarischen Berserker" Oskar Panizza. Eine Woche später berichtete auch „ein deutsches Nachrichtenmagazin" ausführlich und genüßlich über Leben und Werk des Schriftstellers. Der „Spiegel" hatte die richtige Witterung für die Aktualität Panizzas, aber er hatte keinen aktuellen „Aufhänger". So schrieb er, „letzthin" sei in Frankreich das „Liebeskonzil" erschienen — immerhin aber lagen eineinhalb Jahre zwischen dem Erscheinen des Buches und diesem Aufsatz. Es hatte seine Zeit gebraucht, bis Bretons Plädoyer für Panizza nach Deutschland gedrungen war.

Panizzas antikatholische Pamphlete, die Josef Nadler für die „schamlosesten" Attacken seit der Reformation hielt, sind heute nur schwer genießbar. Seine Erzählungen zeichnen sich durch absonderliche Themen und originelle Einfälle aus, sie stehen in der Nachfolge von Poe und E. T. A. Hoffmann. Neben dem „Liebeskonzil" sind indessen die politischen Schriften am wesentlichsten. Keiner hat wie er das wilhelminische Deutschland in Bausch und Bogen verdammt. Die einjährige Haftstrafe für ein literarisches Werk empfand er als Symptom. Das deutsche Kaiserreich galt ihm als ein Staat unfreier und unmündiger Untertanen, die sich dabei noch „wohl befanden". Er kannte England, Frankreich und Italien, die ihm als geradezu liberale Staaten erschienen waren. Überall hatte er selbstbewußte Bürger an Stelle von Untertanen getroffen. Nur sein Land „trampelte" hinter den anderen Nationen her.

Die Deutschen beugen sich zu willig der Macht, meinte er, ihnen fehle jeder revolutionäre Impetus. Mit revolutionärem Pathos wollte er seine Landsleute anfeuern, aber zugleich hatte er wenig Hoffnung auf einen Wandel: „Wann wirds in Deutschland krachen? / wann, Deutschland, bläsest Du zum Sturm? / . . . o Freunde, noch seh' ich kein Zeichen, / und nicht der kleinste Wind sich hebt." Kampfrufe, Wehklagen und Haßflüche stieß er in seinen politischen Gedichten „Parisiana" aus. Formal sind diese Verse zumeist unzulänglich. sie strotzen von Banalitäten und leerem Reimgeklingel. Aber ein lodernder Haß gibt ihnen Kraft und Unmittelbarkeit. Etwas von dem deutschen Verhängnis, das zur Katastrophe führen sollte, wetterleuchtet durch die Werke Panizzas.

Die im Gefängnis entstandenen „Dialoge im Geiste Huttens" gehören zum Bittersten und Bissigsten, was ein Deutscher über seine Landsleute geschrieben hat. „Ich traue diesem Volk nicht, soweit es denkt. Denn soweit es denkt, ist es feig". Über die „echten Deutschen" bemerkte er: „Wenn sie der Staat koranisiert, singen sie ‚Röslein, Röslein rot', legen sich am liebsten ins Bett und schlafen." Und er konstatierte: „Deutschland hat die Lehre vom Tyrannenmord hübsch ausgebildet; selbst hat es nie einen Tyrannen ermordet." Hingegen heißt es in demselben Buch: „Rußland, dieses lauernde Gehirn, wird eines Tags fürchterlich hervorbrechen, und das Volk der Bakunine und Dostojewskis wird sich seine Freiheit erköpfen."

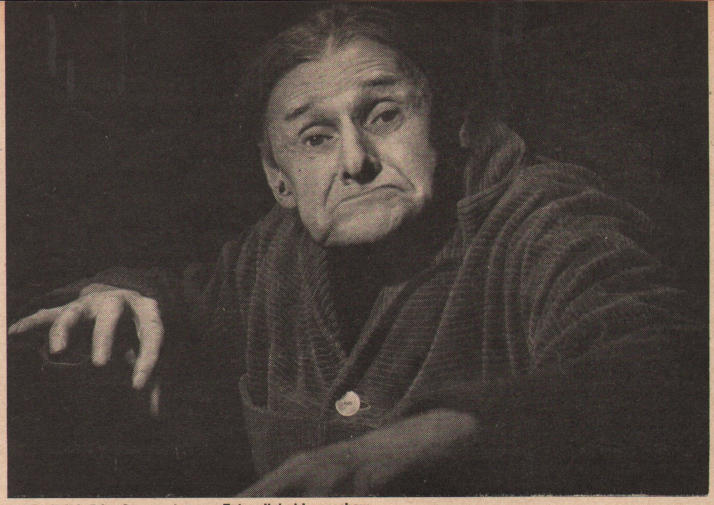
Von Gerhart Hauptmann, Wedekind und Ludwig Thoma ist bekannt, daß sie mit der Obrigkeit Scherereien hatten. Das härteste Los aber traf den härtesten Kritiker, traf Oskar Panizza: Gefängnis, dann in der Emigration steckbriefliche Verfolgung, schließlich Beschlagnahme seines Vermögens und damit Ruinierung seiner Existenz, am Ende Geisteskrankheit — ein deutsches Schriftstellerschicksal. Gewiß, Oskar Panizza war kein großer Dichter, aber seine Schriften sind ein greller, nicht länger zu übersehender Farbtupfer im Bild der deutschen Literatur um die Jahrhundertwende.

Daß er gegenwärtig auf Interesse stößt, mag auch einen zeitbedingten Grund haben: seine polternde, jedes Tabu mißachtende polemische Art wirkt in einer Epoche, da Polemik durch Leisetreterei ersetzt wird, erfrischend. Er kannte keine Rücksichten; brutal und wütend, trunken von Haß, schlug er um sich. So etwas liest sich heutzutage gut — vorausgesetzt, daß es von einem Schriftsteller der Vergangenheit stammt.

Inzwischen hat ein winzig kleiner deutscher Verlag die Zeichen der Zeit erkannt und, ohne nach den Rechten an dem Werk zu fragen, eine Faksimile-Ausgabe des „Liebeskonzils" hergestellt und angeboten. Er beruft sich auf George Grosz, der schon 1914 sein Bild „Das Leichenbegängnis des Dichters Oskar Panizza" gemalt hat — feiste Gestalten. Säbel und Kreuz in der Hand, umjohlen ein Schnaps trinkendes Gerippe, offensichtlich froh, daß dieses Gerippe zur Hölle fährt. Aber Panizza ist, unbeachtet von der Mitwelt, erst 1921, nach fast zwanzigjährigem Aufenthalt in einer Nervenheilanstalt, gestorben. Über seine Werke haben also noch die Erben zu verfügen. Nunmehr hat sich ein großer Verlag die Option auf die Rechte gesichert. Aber einer Panizza-Ausgabe stehen beträchtliche Hindernisse entgegen: was 1895 wegen Gotteslästerung verboten wurde, fällt auch heute unter den entsprechenden Paragraphen. So sehr viel hat sich, was unbotmäßige Schriftsteller angeht, in Deutschland nicht geändert.

Chimäre der Impotenz oder Schröder-Sonnensterns Lumpen

HORST ALBERT GLASER



Friedrich Schröder-Sonnenstern - Foto: diebold-genschow

Reinkarnierte Objektivationen nicht nur privater Impotenz, sondern auch der Impotenz des geschichtsphilosophischen Subjekts wuchern über die bunten Bilder des greisen Pornographisten Schröder-Sonnenstern. Sie erinnern, daß dem in seiner Gesellschaft noch nicht rein zu dem Seinigen gelangten Subjekt die libidinösen Energien nicht rein in den von der Kulturgesellschaft bereitgehaltenen Mechanismen der Sublimation aufgehen. In ihnen heftet frustrierte Gier ihren irren Blick auf jene entrückten Objekte, die vielleicht einmal von Liebe gemeint waren. In der irrsinnigen und vergeblichen Lust des Beobachters schwellen sie zu abnorm vergrößerten Fleischblasen an oder durchsetzen die ganze Anatomie. Es entblößt sich in den Pornogrammen ein aus dem Versteck der Scham gelocktes Pandämonium der bürgerlichen Gesellschaft, deren falsche zweite Natur zurückgeschlagen ist in eine deformierte erste physische. Die Lust des ästhetischen Subjekts an seinen monströsen Bildern ist die Qual, ihrer real nicht habhaft werden zu können, so daß der überirdische Glanz der pornographischen Chimäre ihm die eigene Verwüstung reflektiert.

Schröder-Sonnensterns „Pornogrammen der Entsagung" hat Peter Gorsen eine kleine meisterhafte Studie dediziert, die von Heinrich von Sydow, dessen Frankfurter Abendgalerie jüngst eine Ausstellung von Bildern Schröder-Sonnensterns brachte, in bibliophiler Ausstattung verlegt wurde[1]). Sie sind ihm „Meditationstafeln profaner Erleuchtung". Ihre Gegenstände haben unter ihrer profan-sinnlichen Haut in einer materialisch gefaßten Wendung aus der Böhmeschen Mystik „nichts als die Turbam zu einem Leibe, als den herben Grimm, ein Begehren im Feuer, ein Verzehren und einen Hunger ... ein ewig Suchen, welches die ewige Angst ist." (Jakob Böhme: Theosophia revelata. Viertzig Fragen von der Seelen. 1620.) Dem Exkurs in die Böhmesche Mystik, der sich an in die Bilder einkomponierte mystische Symbolzeichen anschließt, gesellt sich ein anderer in die Sternkarten-Geometrie, deren astrologische Figuren wie der Ophiuchus, Capricornus, Kopf des Cephus oder Mars als Vorformen gewisser geometrischer Schemata in den Bildern entwickelt werden, ohne daß jedoch Gorsens Analyse der geometrischen Vorgeschichte einzelner Bildzeichen eine inhaltliche Relevanz im Bedeutungskontext des jeweiligen Bildes verschaffen kann. Jedoch zielt die Analyse über eine schlichte Rekapitulation mystischer Philosophie hinaus, die jene wütende, ihr eigenes Unbefriedigtsein umkreisende Imagination des Subjekts eher als ein diesem zugehöriges natürliches Datum verstand, die im Tode durchs Eingehen ins „ewige Centrum der ewigen Natur" sich beruhigt. Im Unterschied zu dieser formuliert Gorsen einen wesentlich dialektischeren Begriff der pathischen Imagination: sie ist ihm nur phänomenale Reproduktion der geschichtlich nicht aufgegangenen Identität des Subjekts mit seiner gesellschaftlichen Objektivität. Die Zwänge der bürgerlichen Gesellschaft, in die das geschichtliche Subjekt eingehalftert ist und deren ökonomisch vermittelte Notwendigkeiten ihm den Gehorsam der „absoluten Regularität" abnehmen, reproduzieren sich noch einmal in dessen Einbildungskraft. „In ihm (dem Traumbild) kommt Spontaneität doppelt und unversöhnt zu sich selbst: als leidendes Dasein und als dessen Unterdrückung und Ablenkung in die intakte Regularität. Gespaltenheit und Unvereinbarkeit von Subjekt und Objekt, das Nichtidentische tritt an die Stelle der erzwungenen Identität. Das berechenbare eine Ich fällt in die unberechenbare Fülle seiner Vorstellungen und Erlebnisse frei auseinander. Den Zwang, sich selbst zu vergessen, kann das Traumbild nicht vergessen ... Die Absurdität und das Grausen, die in jedem intakt gebliebenen Vergessen einnt, spiegeln nur den Zwang und das verordne Training zur Regularität, zum ordentlichen schen, spiegeln die Fratze der absoluten tität." (S. 52) — Eine differenziertere Bedung der surrealistischen Formenwelt aus Zusammenhang von produktiver Einbildkraft und ihrer gesellschaftlichen Formarfte bis heute kaum gegeben worden selbst Theoretiker des Surrealismus es gehe in ihm nur um die Darstelns abstrakten Innern der Subjekte, ht, so dann wenigstens um sich in drückende Urbilder und Mythen. t Gorsens Analyse die Vermittder Stufe formaler Allgemeinheit. eiben noch die von Gorsen entorialen Schemata in die konion einzelner Bildinhalte, inrukturen pathischen Bewußtlogisch beschrieben und der rer Deformation im einzelnen aus der Korrelation zu konchaftlichen Sachverhalten.

s aber, daß die Bilder des naiven Schröder-Sonnensterns Formen pathischen Bewußtseins objektivieren, fordert von der Analyse, die eingeführte psychoanalytische Behandlung von Kunstwerken einer Kritik zu unterziehen, soll diesen von der Psychoanalyse nicht der Anspruch wegerklärt werden, über die private Subjektivität des Malers hinaus ein Allgemeines zu bedeuten. Denn wenn von der Psychoanalyse aus den Bildern die paar immer gleichen Sexualsymbole herausgepuhlt werden, die der Maler vorher in die Formen der Bilder hineingestopft hat, als seien sie deren gleichgültige Verpackung, unterschlägt sie nicht nur den Sinnzusammenhang der Bilder, nach dessen Gesetz die Sexualsymbole so und nicht anders in die Totalität ihrer Formenarrangements einkomponiert sind, sondern sie reduziert zugleich die objektive Geltung jenes Sinnzusammenhangs auf ein extrapoliertes Krankheitsbild des Malers, das sie aus der Symbolik und einer ihr entsprechenden Triebverfassung zusammenstellt. Was solch eine wissenschaftlich drapierte Banausie traditioneller psychoanalytischer Kunstbetrachtung hindern mag, die objektive Geltung von Bildern zu begreifen, denen sie mit Recht ein pathisches Bewußtsein vindiziert, könnte die Furcht sein, das pathische Bewußtsein selber als ein Allgemeines zu erkennen — eine Furcht, die sich aus der heilmedizinischen Praxis der Psychoanalyse herleiten dürfte. Denn das objektive Allgemeine solcher Bilder, die Formen pathischen Bewußtseins in sich reflektieren, kann nur das nicht-identische Verhältnis des geschichtlichen Subjekts zu seiner gesellschaftlichen Objektivität meinen, das sich im pathisch gewordenen Bewußtsein adäquater ausdrückt als in allen aufgeklärten Vorstellungen holzköpfiger Gesundheit. Gorsen weist nach, daß schließlich sogar eine auf die gesunde Mitte versessene Kunsttheorie wie diejenige Sedlmayrs zugeben muß, daß sich zwischen den avanciertesten Werken der surrealistischen Produktion und den Bildnereien Geisteskranker keine formalen Kriterien der Unterscheidung mehr angeben lassen.

Über das Verhältnis der Bilder Schröder-Sonnensterns (zweifellos eines Neurotikers) zur Pathologie schreibt Gorsen: „Sind ihre (von der ästhetischen Produktion) ausgegebenen Formen erst Diskriptionen eines für sich selbst zerfallenden Bewußtseins geworden, können sie auch selber nichts anderes als sein eigenes und subjektiv verschlossenes Abbild sein. Sind sie mehr als dies und ihre Qual von allgemein lesbarer Schraffur, muß die Psychopathologie von ihnen weichen. Oder die Formen sind beides zugleich: ein spezifischer der Pathologie zugehöriger Inhalt — und doch darüber hinaus allgemein in Geltung und darum nicht pathologisch. Gemeint sind Formen als Diktatzeichen einer Tortur, die in einzelnen Subjekten monadologisch erlitten, doch über sie hinaus weist auf ein an sich Geltendes und Intersubjektives, nämlich den allgemeinen Zerfall des Bewußtseins, der unserer „verrückten" Realität notwendig korrespondiert und den wir fürchten, an uns vollziehen zu lassen."

Es ist keine Gelegenheit, den Gedankenzug der Gorsenschen Interpretation im einzelnen weiter zu entwickeln; auch soll auf einen Schlagwortkatalog der behandelten Themen verzichtet werden, der nur eine verschwommene Information liefern würde. Einzig sei noch vermerkt, daß Gorsen dankenswerterweise an den vergessenen großen Aufsatz Walter Benjamins über den Surrealismus erinnert, der 1929 in der „Literarischen Welt" unter dem Titel „Der Sürrealismus. Die letzte Momentaufnahme der europäischen Intelligenz." erschien und leider nicht in die neue Ausgabe seiner gesammelten Schriften aufgenommen wurde. Benjamins Theorie über den Chok, den surrealistische Bilder auslösen, versucht Gorsen auf verschiedene Kompositionsmerkmale der Bilder Schröder-Sonnensterns anzuwenden, ohne daß jedoch die innere Problematik der analogen Anwendung der Theorie, die sich auf inhaltlich andere Gegenstände surrealistischer Bilder bezieht, von Gorsens Analyse ganz ausgetragen worden ist.

+

Kurz nachdem die Interpretation Peter Gorsens erschienen war, brachte der Basler Kunsthändler Carl Laszlo in der Reihe der „Editions Menz" ein zweites Buch über Schröder-Sonnenstern heraus[2]). Es würde nicht verlohnen, auf das mit dürftigem Pomp hergerichtete Bilderbuch einzugehen, dessen Einleitung aus ungereimten Albernheiten und marktschreierischen Sprüchen über den Maler zusammengestoppelt ist, hätte der Verleger nicht eine infame Attacke gegen die Studie Gorsens geführt, deren Schärfe sich neben anderem aus der Sorge des Händlers erklären dürfte, der seine bisher erfolgreichen monopolistischen Bemühungen um die Bilder des Malers durch fremde Arbeit gefährdet sieht. Von der Attacke sei weiter unten, von dem Buch des Händlers daher zunächst die Rede. Für den Händler sind Schröder-Sonnensterns Bilder „echte Bilder", die von ihm in der ruhmredigen Einleitung mit allem zusammengebracht werden, was gut und teuer oder schon nicht mehr zu haben ist: mit der „indischen Göttin Kali, der Klu der Alttibeter, der Aitu und Masalai der Südseeinsulaner, der Kentauren und Satyren der Griechen, den Rangda und Barong der Balinesen, den Fratzenbildern der gotischen Kathedralen ..." Aber schließlich sind dem Händler alle Vergleiche nicht genug, und er beansprucht für seine Bilder das Größte, das er sich ausgedacht oder bei andern gelesen hat. Er mystifiziert ihren Gehalt zu Fiktionen, deren irrationalistisches Unwesen ihm einzig zureichender Schutz zu sein dünkt, daß ihm das beschriene Größte nicht von rationaler Argumentation wieder aus der Hand gewunden wird. Die Bilder des schrulligen alten Berliner Malers hält er nicht nur für „echte Bilder", woran noch niemand gezweifelt hat, er erklärt sie auch zu „großen mythischen Visionen", „Urbildern" oder wahlweise noch zu „apokalyptischen Bildwerdungen ... des Lebens- und Todestriebes". Was in Bildern sich zu einer Art ästhetischer Verdinglichung eigentlich funktionaler Prozesse: wie des Zusammenhangs von leidendem Subjekt und seiner Realität gesetzt hat und deren Momente eine kritische Analyse in der Verdinglichung des Bildes wieder zu entfalten und zu reflektieren hätte, um damit die Verdinglichung aufzuheben, wird vom behauptenden Kunstgeschwätz nicht mehr begriffen. Gelingt seinem begriffslosen Denken nicht mehr die Reflexion auf diesen im Bild untergegangenen Prozeß und will es doch nicht den Anspruch des Bildes preisgeben, mehr als ein gleichgültiges Figurenensemble zu bedeuten, rückt es sich seine wesentliche Bedeutung her als die mystische Epiphanie eines apokryphen Naturwesens. Händler Carl Laszlo in der Attitüde eines Großtierjägers: „Seine Bilder sind Käfige, sind Fenster, und in jedem Fenster wurde ein Übel, ein Dämon — oder eine Dämonengruppe — erbeutet." Wenn die Wahrheit von Bildern aber der in ihnen erscheinende Dämon ist, müssen die Dämonen bestimmte sein, müssen ihnen unterschiedliche Prädikamente zukommen, da Bilder wesentlich bestimmte, von anderen unterschiedene sind. Sollen die Dämonen näher aber an ihren „Übeln" erkannt werden, die sie mit Hilfe „kleiner Einzelmenschen" in der Welt anrichten, ja diese Übel selber sind, wie oben zitiert, bestimmt sich das Wesen und die Wahrheit von Bildern doch wieder aus ihrem Verhältnis zur Realität dieser Welt, und die beiden unterlegte Hilfskonstruktion der Dämonen bleibt eine Einbildung des Händlers. Und so sagt ers schließlich selber vom Schröder-Sonnenstern, nämlich daß „er den heutigen Zustand des Menschen und seiner Gesellschaft in meisterhafte Bilder zu verdichten vermag." — Aber nicht läßt der Händler von seinen dämonischen Einbildungen und wendet sich von der mystischen zur materialen Interpretation der ästhetischen Gebilde, sondern pocht weiterhin auf die Bilder als auf einen „Olymp von Dämonen". Er kann es auch nicht. Denn wenn sich zwar der Hokuspokus der Dämonenhascherei auflöst, weil die Interpretation keiner Dämonen bedarf, ist für den Händler nicht die Einbildung widerlegt, daß die Welt trotz allem von Dämonen regiert wird. Und daran hält er mit besessenem Aberglauben fest, weil ers vorher geschrieben hat. Und nicht nur er hats geschrieben, sondern auch Ludwig Klages, den der Händler heimlich ausgeschrieben hat. In dessen zweibändigem Wälzer „Der Geist als Widersacher der Seele" (München 1954), einem Monument des gewalttätigsten Mystizismus, den die neuere deutsche Philosophiegeschichte je kannte, steht des langen und breiten, was der Händler nur nebenbei kundtut: „Er (der Leser) vergesse vorübergehend den Geist und halte sich nur an das, was in der Wirklichkeit zur Erscheinung kommt. Da Erscheinungen unter allen Umständen Bilder sind, ob diese gleich in Urbilder, Phantome und Mischungen aus beiden zerfallen, da ferner die wirkenden Mächte oder sagen wir kühner die Dämonen auf andere Weise nicht wirklich vorhanden sind als in der Form von Bildern ..., so ist es das Wandern und Sichwandeln der Bilder ... wovon alles abhängt, was in der Welt der Tatsachen jemals stattfand und jemals stattfinden wird; und es sind nicht die sogenannten „Kräfte" und zumal nicht irgendwelche Tätigkeiten der Menschen" (S. 1231). So sintert im Bewußtsein der zwei Dämonologen, des Lehrers und des Ausschreibers, die Geschichte der Gesellschaft wieder mit blinder Naturgeschichte zusammen, über die sie doch als organisierbare hinaus ist. Beide, Natur und Geschichte, sind nur noch bewegt von der „Seele des Alls", dem „Dämonischen", deren Epiphanien sie sind, und die auch in die „echten Bilder" „gebannt" ist, wo diese nur die „Epiphanien" enthalten. Da die behauptete „Seele des Alls" aber real nicht erkannt werden kann, wird dogmatisch versichert, sie sei per se nicht zu erkennen: so verdankt sie aber allein der Behauptung ihre verborgene Existenz. „Umsonst will unser Geist sie ergreifen: da denn, um ihrer innezuwerden, wir aller Tätigkeit vielmehr bis zu dem Grade entsagen müßten, daß wir, entgeistet und hingegeben, nur noch von ihr Ergriffene wären" (Klages, S. 1256).

Wer aber nicht an die „Seele des Alls" ergriffen „glauben" will, sondern sich anschickt, Realität und Kunstwerke rein aus ihrer materialen Struktur zu begreifen, für den schlägt der Mystizismus offen in Gewalttat um. Auf ihn wird dreingeschlagen. In der von Wut entstellten Physiognomie eines giftgelben Schmähzettels, den der Basler Händler in der Bundesrepublik gegen Gorsens Studie verteilen ließ, hat sich aber nicht nur die Wut eines in seinen Einbildungen aufgestörten Dämonologen fixiert, sondern auch diejenige des Händlers über die Arbeit eines Konkurrenten zusammen mit dem verständlichen Zorn eines, der sie nicht verstanden hat. Der Händler, dessen Wut aus so trüben Quellen rinnt, diffamiert im Jargon des nationalsozialistischen „Stürmers" den kritischen Intellekt, der sich nicht in „entgeisterter" Verblödung auf die bewußtlose Anschauung und Hinnahme mystifizierter Fakten reduziert, als „Hyperintellektualismus bei geistiger, seelischer und optischer Unreife". Gorsens Studie ist ein „in Hessen" „im Schnellverfahren erzeugtes konfuses Textbuch", da sie bedauerlicherweise vor Laszlos größtem Schweizer-Buch erschien. Doch wenn dem Händler, dem „konfus" ist, was er nicht versteht, die Vokabel „verbildet" ins Maul gerät, zielt diese auf das, was die signifikantere Vokabel „entartet" aus altem deutschen Sprachschatz meint, wie beide denn auch von Klages als eine Phrase benutzt werden. So verbunden waren sie auch in der Geschichte deutschen Ungeistes die Parole, dem „Geist" und den „Verbildeten" den artgemäßen Garaus zu machen, der bei Laszlo substituiert wird durch die am Leben gebliebene Preisung gesunden Primitivismus': „Mancher, der sich über Gemälde noch nie irgendwelche Gedanken gemacht hat, wird den Bildern von Schröder-Sonnenstern mehr abgewinnen (sic!) können, als dieser verbildete, in intellektualistischen Seiltänzen versierte Student mit seinem Buch." — Aber ach, hätte es der Bilderhändler doch gleich gesagt, daß er den Bildern nur was „abgewinnen", nicht sie interpretieren will. Die Kritik hätte es dann leichter gehabt, den alles bewegenden Dämon Laszlos als das ökonomische Interesse zu ermitteln.

Derlei nicht vom Mythos aber von der Ökonomie inspiriertem Kunstgeschwätz gegenüber behalten noch die faselnden Kommentare des Malers, der sich und seine Mitwelt als Lumpen tituliert, einen Schein von Recht, da sie ihren Anspruch, etwas sagen zu wollen, selber durchstreichen. So griff Sonnenstern denn auch zur Feder, um seinen Interpreten Peter Gorsen brieflich davon zu verständigen, daß seine Zuneigung zu ihm unvermindert andaure, er ihn vor „diesen Herren" in Schutz nehme und er mit seiner Interpretation „stehe und falle". Wo die Philosophie wie in des Malers Kommentaren in die Sinnesabgründe des Gefasels stürzt und das ihr eigene zerbrochene Bewußtsein kundtut, das den Begriff dessen nicht mehr gewinnen kann, was an ihm und anderswo geschieht, und nur blind in albern-dem Gefasel gegen es rebelliert, kommt die Philosophie reiner zu sich als dort, wo das Kunstgeschwätz sich als Übermittler großer mythischer Visionen herausstaffiert hat.

1) Peter Gorsen: Friedrich Schröder-Sonnenstern. Eine Interpretation. Frankfurt a. M. 1962. 57 Seiten. 25,— DM.
2) Schröder-Sonnenstern. Einleitung von Carl Laszlo. Editions Menz. Basel 1962. 60,— DM.

Jürgen Morschel

3 stücke für eine stadt

1
der mann mit dem schwarzen mantel läuft voraus und läuft mit dem schwarzen mantel läuft der mann voraus und dem schwarzen läuft der mantel und dem mann voraus der mantel der mann mit dem schwarzen läuft an den häusern voraus laufen die häuser mit dem schwarzen mantel der mann

das wasser läuft an den häusern herunter links und rechts stehen den häusern laufen der mann und das wasser die schwarzen mäntel im regen voraus laufen das wasser den häusern im fenster dem mann in den mantel und mann und das wasser und mäntel dem regen die fenster das wasser dem mantel das schwarz läuft an den häusern der mann und dem mantel

der mann läuft zwischen den häusern voraus läuft mit den häusern dem mantel die fenster läuft zwischen den häusern voraus läuft mit den häusern dem mantel häuser dem mantel und mantel laufen die mündel dem mann und schwarz mit dem stehen die an den häusern die fenster im laufen wasser den mann stehen und schwarz die wie zwischen den mänteln

herrenmäntel im fenster aus dem wasser laufen die häuser voraus laufen die männer mit den häusern regen die mauern herunter ein für allemal mann und dem fenster den häusern herunter zwischen die häuser herunter häuser bemäntelt die häuser herunter stehen die links und rechts den mann und der mantel

der mann steht mit dem schwarzen mantel steht und läuft mit dem schwarzen mantel steht die mauern und steht stehen dem schwarz steht der mantel den mann und dem mann läuft die fenster tief in den mauern voraus der mann die mäntel der links und rechts der häuser den mantel und dem regen hinaus links und rechts der mann und den mantel

2
noch licht in den fenstern oder sollte morgen und sein und gewesen sein und näher und zuletzt gänzlich und zur hälfte ist noch die fenster die mäntel stehen wegsehen hinübersehen bleiben den weg nehmen den weg verloren haben davon nichts wissen noch licht in den fenstern wissen gewesen sind und die frühjahrsmodelle händel mit ladenmädchen die die hände fallen aus den ärmeln heraus gewöhnliche unglaubliche weiße alte erstaunliche wunderbare je mehr desto mehr aus den fenstern neue nummer und außerordentliche glänzende nähern mißbilligende und den weg entlang die mauern herunterstreift die mäntel die neuen modelle die mauer die mädchen in den fenstern und gewesen sein und zuletzt gewesen sein und in den fenstern gewesen sein und so und so gewesen sein und so altern sie und so sterben sie

in den händen sind und in den händen gewesen sind und aus den händen fenster in den mauern mäntel und die stadt schon verlassen haben sie regen die mauer herunter reden die je mehr und näher und so altert sie und so stirbt sie irgendetwas vergessen haben ist es und es dann sein läßt den weg nimmt und noch genug licht hat zu altern ist es

hände zu den händen und den händen in kasten und koffern mänteln und fenster verfallene knöcherne überraschende sonderbare schreiben den und zur hälfte noch die fenster mauern sonderbare fremde weiß und wunderbare entlanggesehen und die mauern entlanggesehen heruntergestreift derweil hinaustritt und modell und zur hälfte ladenmädchen damen- und herrenhände spieler . . .

licht in den fenstern gefangen in den erleuchteten fenstern in den fenstern gefangen und wegsieht und stehenbleiben davon nichts wissen in den mänteln herumstreifen die verfallenen knochig überraschende sonderbaren und die in den mauerritzen herrenhemden damen und spielerhände alte stumm und die unwiderruflich in den händen sein und in den händen gewesen sein aus den händen mauern ob in den ist es oder gewesen und zuletzt

3
und zuletzt ist es so und so gewesen und so und nicht anders und nicht so und nicht anders gewesen und nichts gewesen wäre aber wenn und aber gewesen und ist weil und aber und weil und aber ist es wichtig geworden ob es so und so gewesen ist oder so und anders und die wenns und abers und trotzdem und deshalb

der mann läuft mit dem schwarzen mantel und das wasser und die schwarzen mäntel und die häuser den mann an dem fenster entlang links und rechts die häuser und traurigen blicke und die häuser die fenster entlang links und rechts stehen gehen und bleiben und zurückbleiben und wenn und

und die prozessionen von häusern und fenstern und männern und mänteln und die prozessionen von prozessionen von häusern und mänteln und mauern und wenn und aber und läuft prozessieren die gewöhnlich unglaublichen knochig und die verfallen modelle herumstreift die händel und regen entlang

die mauern stehen und fallen und mit den mauern stehen und fallen und die mauern entlang regnen und fallen und die mauern herum und lallen blättern und frauen und frauen und zuletzt ist es so und so und stehen und hinübersehen und weggehen und die mauern stehen und fallen und lassen und links in den regen und läuft mit dem schwarzen mantel und der mann mit dem und

türme und steine und mäntel und wenn und aber und zuletzt ist es dann und eben das übernächtigte gesicht aus messen und kirchen und kerzen monströse gesicht die bilder und reihen von bildern musik und gerede überaltert und ausgestorben übernächtigte stadt und die mäntel in koffern und kasten hände und steine und türme und hände und steine und reliquien die stadt und zuletzt ist es grau und nicht schwarz und schwarz und alt und hinübersehen in das schwarze sehen und das schwarze sehen und nichts als das schwarze sehen im schwarzen die mäntel und ins schwarze sehen hinübersehen und lallen und wind und sich winden und nichts als das schwarze und zuletzt ist es so und schwarz und das schwarze und schwarz

---

Peter Iden

Sagt Roman Kazar teils was kommt teils was nicht kommt

I

Ich habe gefunden, was die Pferderennen angeht, daß man mehr darüber hätte wissen müssen, wie Roman Kazar es machte. Kaum sitze ich wieder daheim, kam es mir, daß ich etwas falsch angelegt hatte, gerade von den Rennen zurück, daß das die Methode Roman Kazars nicht war, sondern eine andere, ein wenig nach IHM, sie hätte nicht von einem Anderen sein können, trotz allem nicht, aber es mußte nicht Roman Kazar sein, der sie ersonnen hat, als ER die Papiere auf seinem Tisch ausbreitete, mit der Fläche der rechten Hand über das grüne Tuch strich, etwas zurechtlegte, zu einer Feder griff und aufschrieb, was ER zu sagen hatte zu Pferderennen.

II

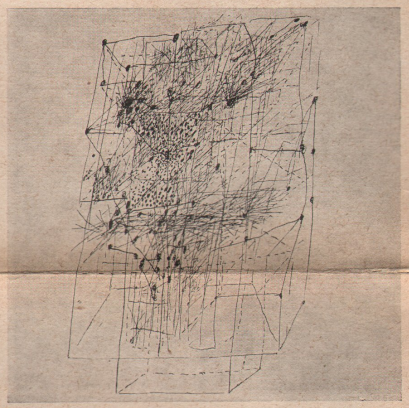
Ich nehme Roman Kazar zu Pferderennen. Im übrigen geben gerade Pferderennen beträchtlichen Aufschluß darüber, wann Roman Kazar hier war, denn schließlich gab es schon Pferderennen, nur weiß ich nicht wie lange es schon Pferderennen gibt, zwar in einem alten Schinken fand ich eine Notiz, so daß ich vermute es gibt sie lange, es so auszulegen hat sicher sein Gutes, jedenfalls solange es sie gibt, gibt es Roman Kazar oder als es sie gab als es ein Pferderennen gab, gab es auch Roman Kazar und mit der Zeit habe ich meinen Kummer vergessen. Nun gehe ich auf Pferderennen, die hier sind, sonntags sind Pferderennen. Ein Band springt ab, Pferde braune, schwarze, weiße, allerlei Farben in den Schwänzen, in den Bändern, Startbänder, in den Dressen der kleinen Männer, die auf den Pferden hüpfen und viel in den Hüten derer, die herumstehen, brüstig, köpfig, busig und Sachen, die man nicht sieht. Nicht daß ich Pferderennen sonderlich lieben würde, wohl aber weil Roman Kazar, was hätte ich ohne IHN schon davon, einmal über Pferderennen geschrieben hat und ich werde sehen und habe immer gesehen, was Roman Kazar richtig und ER hat immer richtig geschrieben und es waren längst keine Fußnoten, schon nachmittags meinte das einer, wie die Angelegenheit mit den Bändern, obwohl man sich da nicht einig ist, wie ich IHN kenne über Pferderennen geschrieben hat. Also Pferderennen, ich habe immer wenn ich bei Pferderennen war und das ist so leicht nicht wie man denken könnte nach den Methoden Roman Kazars meine Wetten plaziert. Ich ging zu einem Mann und habe ihn gefragt, leichthin gefragt, ohne daß er es hätte erraten können ich kenne Roman Kazar, ich spreche den Namen dann anders aus, nicht so wie jetzt und nicht so wie ich ihn nachts neuerdings häufig sehr laut und in einem Ton mit mir ausrufe lange durch eine Nacht ausrufe, Roman, Roman rufe ich dann oder wenn es ernst ist Kazar, Kazar, Kazar, aber nun frage ich anders. Sie würden gar nicht ahnen können, daß ich Roman Kazars Namen, den schönen Namen ausspreche so wie ich ihn dahersage, wenn ich den Mann frage kennen Sie Roman Kazar. Er betrachtet mich und hat gesagt, nein, wissen Sie mein Lieber, Sie müssen wissen von Roman Kazar habe ich nichts gehört. Da antworte ich dann, wenn das so ist und Sie haben, ER war gewiß nicht bei Ihnen, von Roman Kazar noch nicht gehört, ist es ja möglich, daß ich bei Ihnen jetzt eine Wette abschließe und Sie werden sehen, daß Roman Kazar recht hat, wenn Sie IHN nur nicht kennen. Ich wette und warte an den Bändern und inmitten des Getümmels, des Geschreis, der Zahlen, der Ziffern warte ich, daß ein Pferd ganz bestimmt durchkommen wird wo die kleinen Männer mit der Peitsche in den Schweiß knallen wie ich es gesehen habe.

III

Ich nehme Roman Kazar zu Thermometern, das ist wichtig und gibt einem, den es interessiert Aufschluß darüber, wann Roman Kazar gelebt hat, obwohl, es waren damals schon Thermometer und Leute, die die Grade innen und außen und die ihrer eigenen Erregung und die der Erregung der Atmosphäre und die der Erregung der Luft haben ablesen können von Thermometern, einen der hingeht und schreit wir haben heute Celsius, Reaumur, Fahrenheit, über null unter null halbwegs, es wird bald regnen, und dividiert durcheinander die Celsius die Reaumur die Fahrenheit, ich denke, daß das falsch ist, und verwandelt die Celsius in Reaumur, die Reaumur in Fahrenheit und dann wieder die Fahrenheit in Celsius, Roman Kazar hat es immer gesagt, man muß Thermometer haben, viele Thermometer haben, das vor allem, denn es hängt davon ab, wie einer ein Thermometer gebaut hat, wie er die Skala festgemacht hat, zu weit oben zu weit unten und schon ist alles umsonst, wenn etwas verschoben ist, kann es sein, das Thermometer ist nicht mehr in Ordnung, da muß man schon vorbeugen, mit vielen Thermometern vergleichen, was das Bevorstehende anlangt heißt es genau sein, wenn etwas nicht stimmt an dem Thermometer, kann ihm keiner sagen, was er falsch gemacht hat, es ist eben nur, daß ein Mann, der zuständig ist, ein Thermometer falsch gebaut hat an der Skala sich herumdrückte und wer nachher die Grade abliest kann dafür nicht. Roman Kazar müssen Sie dazu haben, keine Kleinigkeit über Thermometer zu schreiben, nicht jeder kann über Thermometer schreiben. Da meint ER, das könne ich schon ablesen, teils was kommt, teils was nicht kommt, wenn ich morgens hinausschaue, das Fenster öffne, an einem Chromhaken drehe und sehe in den Himmel und was ich sehe, sagt Roman Kazar, kann man wissen lange vorher, vor den Thermometern wissen, wenn man sie hat und wenn sie gestimmt sind. So ist das bei Roman Kazar. Die Thermometer aber, die ich mir dann gekauft habe, weil ich einer bin von Roman Kazar und weil ich immer tue, was ER tut und weil ich immer tun werde, was ER gesagt, daß einer tun soll, daß gut ist, daß einer tut, daß es wichtig ist für ihn etwas zu tun, wenn ich auch darüber nachgedacht habe, ob es gut ist zu wissen, was am Himmel sein wird, wenn ich morgens das Fenster aufmache — denn morgens muß es schon sein, ich bin dann ausgeruht, nicht so schläfrig wie gleich darauf — und den rechten Flügel herumdrehe mit der Innenfläche der Hand, so wie ER über das grüne Tuch strich, die Papiere ordnete und zu schreiben begann, Roman Kazar schreibt hier über Thermometer. Roman Kazar, Roman Kazar, Roman Kazar.

IV

Dann habe ich mir Thermometer gekauft, obwohl ich weiß, daß das, was ER über Thermometer gesagt hat nur ein Teil ist von dem, das ER überhaupt gesagt hat zu dem davon wir wissen können, davon wir wissen sollen und das bedeutend ist für uns zu wissen. Die Thermometer, die ich gekauft habe, aufgehängt habe, schöne Thermometer, wie man mir versicherte, zuverlässige besonders, soweit man das sagen kann, Thermometer, Thermometer mit Kupferfassungen und solidere noch, technische ohne Fassungen, andere in Blech, auch diese stolze Thermometer, mit denen sich alles messen läßt. Eines aus dem Kesselraum eines großen Schiffes ist es wohl, das ablegt und die Leute die lustig die Kappen schwenken und die oben stehen sich noch festhalten und schon fort sind aber unten ist einer, der nimmt sich die Brille ab geht zu dem Thermometer, das ich jetzt habe, und schaut nach wieviel es hat. Geräte, Skalen von jeder Art, denn vielleicht denke ich werde ich geblendet sein, wenn es soweit ist, nicht mehr erkennen welche Farbe aber irgendeine werde ich schon noch ausmachen also je mehr ich habe, denn es wird vor allem wichtig sein zu wissen, wieviel Grad sind, da will ich mich schon engagieren. Wenn keine Übereinstimmung ist, ich werde Roman Kazar immer glauben, hat Roman Kazar recht behalten, dann bücke ich mich und hole die braunen Schuhe aus dem Schrank, denn diese Schuhe sind gut, für das Verschwinden ziehe ich sie an, laufe zu allen Thermometern, schraube manch eines ab, alles liegt bereit, lege sie nebeneinander, reibe nun selber mit der rechten Hand auf der Decke, setze mich glücklich die Thermometer vor mir, wie gut was Roman Kazar gesagt hat und Roman Kazar warte, warte Roman Kazar, ich komme, ich komme, ich komme, Roman Kazar ich komme ja schon.



Kopf - Graphik von Thomas Bayrle

Warf den Mond um zerriß ihn vor meinen Augen da ist Außen und Innen ich weiß da ist Speichelfeuchtes ein heißes Fieber wollte ein Gelbes ein Strohgelbes eine warme Höhle bin in die Nacht gekrochen habe Dickes und Dünnes durchbohrt die Zunge die Hände die Augen so hat es begonnen ich weiß es stieß den Berg um es war nichts dahinter will mich zurecht legen und warten wollte Kaltes in Warmes verstecken

habe die Schwärze zugeriegelt da ist Kleines und Großes Hartes und Weiches habe den Berg aufgemacht da ist Außen und Innen ich weiß es etwas zum greifen zum stoßen zum kneten hatte die Puppen vergraben einmal und zweimal aber es ging nicht da ist Gelbes über Gelbes gewachsen höre mich atmen höre mich graben so wie es anfing ich grub und ich grub bin dahinter habe die Türen vergessen da ist eine Burg in der Burg kann mich nicht aufrichten bin eingescharrt

bewohne den Steinbauch höre mich sprechen höre mich tasten wie es sich hochtürmt wie es zerbröckelt ein Käfig im Käfig ein Rundes darin habe das Licht verschüttet als es sich auftat wollte hineinkriechen wollte drinbleiben habe es weiter und weiter gerollt kann nicht zurück hier ist Draußen und Drinnen ich weiß es habe die Puppen ausgehöhlt für die Vögel hier bin ich hier bin ich ihr find mich im Dunkeln ich schreie ich drücke ich trete habe den Stein aufgeschnitten hab es getan wollte hinauskriechen wollte nach draußen nach draußen warf den Mond um

so habe ich eines zum andern gepreßt noch einmal oben und unten schneller als sonst wollte ein Warmes ein Fleischwarmes eine Grube habe den Stein geöffnet hab mich eingeschlossen noch einmal rückwärts und vorwärts probiert noch einmal rufen und rufen schneller als sonst wollte bleiben nicht bleiben ich weiß nicht habe die Puppen reingelockt kann mich erinnern kann nicht zurück kann nicht hinaus ich schreie und drücke

Walter Aue

Kindergedicht

PETER WEISS DAS FAMILIENALBUM NEUE COLLAGE